Buddhistisches Leben und Denken

Herausgegeben vom Verlag des Buddhistischen Holzhauses Berlin-Frohnau, Am Kaiserpark 25

Jahrgang VI Heft 2 Juli/September 2479/1935

Udāna

(Schluß.)

Kapitel V.

1. (41.) Wenn man auch alle Himmelsrichtungen mit dem Geist durchquert, so findet man nirgends einen, der einem lieber wäre als das Selbst. So ist es auch mit dem einzelnen Selbst bei den andern, daher verletze keinen andern der, dem sein eigenes Selbst lieb ist.

2. (42.) Was es auch immer für Lebewesen geben wird, die alle auch weiterwandern werden [1]), indem sie den Körper aufgeben — das alles als Verlust erkennend, führe der Kluge eifrig den Reinheitswandel.

3. (43.) Wie ein scharfsichtiger (Mann) den Gefahren ausweicht, indem er sich anstrengt, so soll der Weise in der Welt der Lebewesen die bösen Dinge meiden.

4. (44.) Wenn euch Leiden unlieb ist, dann sollt ihr nichts Böses tun, offen oder heimlich. Wenn ihr Böses tun solltet oder (jetzt) tut, so werdet ihr nicht frei vom Leiden, ob ihr (ihm) auch gleich entlaufen wollt.

---

[1]) D. h. alle Wesen mit Ausnahme der Triebversiegten. Diese müssen zwar auch den Körper aufgeben, wandern aber nicht weiter, sondern verlöschen endgültig. Der Kommentar sagt: sie alle sind cavanadhammā, d. h. dem Schwinden unterworfen. Wesen, die acavanadhammā wären, nicht dem Schwinden unterworfen, die gibt es nicht.

5. (45.) Bedecktes durchdringt der Regen, Geöffnetes durchdringt er nicht. Daher öffne man das Bedeckte, so durchdringt der Regen es nicht [2]).

6. (46.) Wenn der Edle das Elend in der Welt gesehen und den Zustand der Haftensfreiheit erkannt hat, freut er sich nicht am Bösen; am Bösen freut sich nicht der Reine.

7. (47.) Was es auch immer für Zweifel gibt, ob sie diese Welt oder die künftige betreffen, die eigene Person oder andere zum Gegenstand haben — die Sinnenden, die eifrig den Reinheitswandel führen, geben sie alle auf.

8. (48.) Der Tugendhafte vollbringt Verdienstvolles leicht, der Böse vollbringt es schwer. Der Böse führt Böses leicht aus, die Edlen vollbringen Böses schwer.

9. (49.) Soweit auch diejenigen, die sich der begrifflichen Ausdrucksweise bedienen und törichte oder kluge Reden führen, das Gebiet der Zunge ausdehnen möchten, was sie treibt, das ist nicht Weisheit.

10. (50.) Der Mönch, der seine Aufmerksamkeit darauf richtet, beherrscht am Körper, beherrscht im Denken zu sein, ob er steht, sitzt oder liegt, der könnte die Vorzüglichkeit (der Entwickelungsstufen) von der ersten bis zur letzten erlangen. Hat er sie erreicht, dann kommt er nicht mehr in Sicht des Todesfürsten.

Kapitel VI.

1. (51.) Grobe und feine Geburt, Daseinsgestaltung hat der Weise abgetan. Innerlich froh, gesammelt hat er die eigene Neugeburt gleich einem Panzer zerbrochen.

2. (52.) Man strenge sich nicht in jeder Hinsicht an, noch sei man der Diener eines andern; man lebe nicht in fremder Abhängigkeit und mache die Lehre nicht zu einem Geschäft [3]).

3. (53.) Früher (vor der Vollerwachung) war (die Gesamtheit der Befleckungen) da, später (nach der Vollerwachung) war

---

[2]) Der Kommentar sagt: Wenn ein Mönch einen Verstoß gegen die Vorschriften begangen hat und ihn vor den Mitmönchen verheimlicht, so begeht er immer wieder neue Vergehen, und der „Regen der Vergehungen" oder der Befleckungen durchdringt ihn sehr stark. Wer dagegen seine Vergehen offen eingesteht, den durchdringt dieser „Regen" nicht. Daher soll man die „Bedeckung" des verheimlichten Vergehens offenlegen.

[3]) Das Sutta erzählt von Leuten, die als Asketen und Wandermönche oder in der Verkleidung solcher für den König im Lande umherreisten und Horcherdienste leisteten. Solche Tätigkeit soll ein Mönch nicht ausüben, mahnt der Buddha.

sie nicht mehr da. (Der Zustand der Reinheit) war früher nicht da, dann (nach der Erwachung) war er da. (Der Zustand der Reinheit) war (vorher) nicht da, (die Gesamtheit der Befleckungen) wird nicht mehr da sein und ist auch jetzt nicht mehr da.

4. (54.) An diesen (Ansichten)[4]) hängen einige Büßer und Brahmanen. Daran haftend streiten die Leute, die (doch nur) einen Teil[5]) sehen.

5. (55.) An diesen (Ansichten) hängen einige Büßer und Brahmanen. Inmitten (dieser Flut) sinken sie ein, ohne jedoch (in das Verlöschen) einzutauchen.

6. (56.) Dem Glauben: „Das Selbst ist der Schöpfer" hingegeben und mit dem Glauben: „Ein anderer ist der Schöpfer" verflochten ist dieses Volk, und viele wissen es nicht und sehen es nicht, daß dieses ein Elend ist. Wer aber dieses vorsorgend als Elend erschaut, der denkt nicht: „Ich tue" oder „Ein anderer tut".

Dünkel-überkommen ist dieses Volk, Dünkel-gefesselt, Dünkel-gebunden; um falscher Anschauungen willen führt es erbitterte Reden und überkommt nicht das Daseinswandern.

7. (57.) Wer die Erwägungen vernichtet, innerlich restlos zur Ruhe gebracht, diese Fessel überwunden hat, der geht, keine Formen wahrnehmend, nach Überwindung der vier Fesseln nicht mehr zu (neuer) Geburt.

8. (58.) Was man erreicht hat oder erreichen kann, dieses beides ist schmutzbehaftet für den in krankhafter Weise sich Anstrengenden, soweit die religiösen Übungen als höchste Werte gelten. „Riten und Zeremonien, ein Leben im Reinheitswandel, religiöser Dienst als höchster Wert"; bei denen, die so sprechen, ist dies das eine Ende. Die Annahme: „Nicht ist an den Lüsten etwas Böses" ist das andere Ende. Diese beiden Enden bedeuten eine Zunahme des Leichenfeldes; die (falschen) Ansichten bringen Anwachsen des Leichenfeldes. Von denen, die diese beiden Enden nicht erkannt haben, bleiben einige (vor dem Ziel) hängen, einige laufen darüber hinweg. Die sie aber erkannt haben, nicht dabei verweilen und nicht solcher Meinung sind, eine Wiedergeburt ist für die nicht zu erkennen.

9. (59.) Die (unbesonnen drauflos) Eilenden gelangen nicht zum Wesentlichen, immer neue Fesseln schaffen sie sich. Wie die

---

[4]) „Ewig ist die Welt, nicht-ewig ist die Welt" usw.

[5]) Des Ganzen, d. h. der Wirklichkeit.

Motten in das Licht fallen, so verfallen einige wahrlich dem Gesehenen und Gehörten.

10. (60.) So lange nur leuchtet der Glühwurm, wie die Sonne[6]) nicht aufgegangen ist. Wenn die Sonne aufgegangen ist, dann ist sein Glanz dahin, und es leuchtet nicht mehr. So auch der (Ruhmes-)Glanz der Sektenführer: solange die Vollerwachten nicht in der Welt auftauchen, werden die Tüftler nicht rein, noch ihre Schüler; die falscher Ansicht anhängen, werden nicht frei vom Leiden.

Kapitel VII.

1. (61.) Der oben, unten und überall Befreite betrachtet nicht so: „Dieses bin ich". Der also Befreite hat den früher nicht überschrittenen Ozean (der Lüste) überquert (und gelangt) zu keiner neuen Geburt.

2. (62.) Abgeschnitten ist der Geburtenlauf des durch Loslösung Wunschfreien; der ausgetrocknete Strom (des Durstes) fließt nicht mehr weiter. Zerstörter Daseinslauf rollt nicht mehr weiter, das eben ist das Ende des Leidens.

3. (63.) Die an den Lüsten hängenden, an die Lüste gebundenen Wesen, die kein Fehl an der Fessel sehen, die Haften-Gefesselten können wahrlich nicht den mächtigen, gewaltigen Ozean überqueren.

4. (64.) Die Lust-Geblendeten, in das Netz Verstrickten, von der Decke der Lust Bedeckten[7]) — von dem Freund der Sorglosen[8]) gefesselt, wie die Fische am Eingang des Netzes, wandern sie zu Altern und Tod, wie das saugende Kalb der Mutter (nachläuft).

5. (65.) Völlig fleckenlos, (gleichsam) weiß bedeckt (wie ein Wagen mit weißer Decke), einsam und verinnerlicht geht das (geist-körperliche) Gefährt dahin; als einen Unverwirrten betrachte diesen herankommenden (Mönch), der den Strom zerteilt hat und frei ist von (jeder) Fessel.

6. (66.) Wenn keine Wurzel da ist, wenn Erde und Blätter fehlen, wie könnte eine Schlingpflanze sich bilden? Den Standhaften, von Fesseln Befreiten, wer sollte den wohl tadeln? Auch Götter loben ihn, selbst von Brahma wird er gelobt.

---

[6]) Wörtlich: der Lichtbringer.

[7]) Wie ein See von den Blättern der Wasserpflanzen bedeckt ist.

[8]) Beiname des Todesfürsten.

7. (67.) Für wen es keinen Gegen-Stand als Verharrendes*) gibt, und wer den hindernden Querbalken beseitigt hat, den begierdelos wandernden Weisen, die Welt samt der Götterwelt verachtet ihn nicht.

8. (68.) Wem die Verinnerung beim Körper immer und jederzeit bereit wäre, indem er sich dort nach und nach dies vergegenwärtigt: „Weder kann (ein Etwas als verharrendes Selbst) da sein noch (ein Etwas als) mir (Gehöriges); nicht wird (ein Etwas) da sein noch (ein) mir (Gehöriges)", so wird er zur Zeit die Lust überkommen.

9. (69.) Warum sollte man Brunnen graben, wenn überall Wasser wäre? Wenn man dem Durst die Wurzel abgeschnitten hätte, was würde man wohl suchen gehen?

10. (70.) Die Wahn-gefesselte Welt erscheint als da-seiend. Der durch Haften gefesselte Tor, von Dunkelheit umhüllt, scheint (seinem Wesen nach) ewig zu sein, für den Erkennenden (aber) gibt es kein Etwas.

Kapitel VIII.

1. (71.) Es gibt, ihr Mönche, jenes Gebiet, wo es weder Erde noch Wasser, weder Feuer noch Luft gibt, wo es die Gebiete der Raumunendlichkeit, der Bewußtseinsunendlichkeit, der Nichtetwasheit, der Weder-Wahrnehmung-noch-Nichtwahrnehmungheit nicht gibt, nicht diese Welt noch jene Welt, nicht beide, Sonne und Mond. Dort, ihr Mönche, sage ich, gibt es weder Kommen noch Gehen noch Stehen, weder Schwinden noch Wiederauftauchen; ohne Grundlage, ohne Geschehen, ohne Stütze ist dieses; eben dies ist das Ende des Leidens.

2. (72.) Schwer ersichtlich, fürwahr, ist das Nichtselbst. Nicht leicht ersichtlich, wahrlich, ist die Wahrheit. Der Wissende hat den Durst durchschaut, für den Erkennenden gibt es kein Etwas.

3. (73.) Es gibt, ihr Mönche, ein Ungeborenes, Ungewordenes, Ungemachtes, Unzusammengesetztes. Wenn es, ihr Mönche, dieses Ungeborene, Ungewordene, Ungemachte, Unzusammengesetzte nicht gäbe, dann wäre ein Entrinnen aus dem Geborenen,

---

*) papañcā thiti: papañca = Gegen-Stand, Hindernis, Last (die vor den Füßen als Hindernis liegt); oder Mannigfaltiges, Ausgebreitetes; sinnbildlich: Illusion, Täuschung. thiti = Festigkeit, Unbeweglichkeit, Dauerhaftigkeit.

Gewordenen, Gemachten, Zusammengesetzten nicht zu erkennen [10]. Weil es nun aber, ihr Mönche, ein Ungeborenes, Ungewordenes, Ungemachtes, Unzusammengesetztes gibt, deshalb ist ein Entrinnen aus dem Geborenen, Gewordenen, Gemachten, Zusammengesetzten zu erkennen.

4. (74.) Für den Gestützten gibt es ein Schwanken, für den Ungestützten gibt es kein Schwanken; wo kein Schwanken ist, da ist Ruhe; wo Ruhe ist, gibt es keine Neigung; wo es keine Neigung gibt, da gibt es kein Kommen und Gehen, wo es kein Kommen und Gehen gibt, da gibt es kein Schwinden und Wiederauftauchen; wo es kein Schwinden und Wiederauftauchen gibt, da gibt es weder ein Diesseits noch ein Jenseits noch etwas zwischen beiden, eben dieses ist das Aufhören des Leidens.

5. (75.) Der Gebende erwirbt Verdienst, dem Selbstbeherrschten erwächst kein Haß. Der Kluge gibt das Böse auf, der im Versiegen von Lust, Haß und Wahn Erloschene.

6. (76.) Ein Floß binden die Menschen wahrlich zusammen [11], diejenigen aber, die das Meer überqueren, über den Strom die Brücke geschlagen, den Sumpf hinter sich gelassen haben, die Weisen sind hinübergelangt.

7. (77.) Zusammenwandernd, vereint lebend gesellt sich der Kluge zu andern Leuten. Wenn er es erkannt hat, gibt er Böses auf wie der Milch trinkende Reiher das Wasser.

8. (78.) Was es irgend an Kummer, an Jammer oder Leiden, an vielgestaltigem in der Welt gibt, vom Lieben abhängig entsteht es, und nicht entsteht es da, wo Liebes fehlt. Daher, wahrlich, sind die glücklich und kummerfrei, für die es nicht irgend etwas Liebes in der Welt gibt. Daher schaffe sich, wer Leidfreiheit, Suchtfreiheit anstrebt, nicht irgend etwas Liebes in der Welt.

9. (79.) Es zerbrach der Körper, schwand die Wahrnehmung, die Empfindungen verbrannten alle, die Begriffsbildungen kamen zur Ruhe, das Bewußtsein hörte auf [12].

10. (80.) Wie man bei dem mit einem Hammer geschlagenen glühenden Stück Eisen nicht den Weg der allmählich verlöschen-

---

[10]) na paññāyeyya (wäre nicht zu erkennen) = na upalabheyya (wäre nicht zu erlangen) = na sambhaveyya (wäre nicht vorhanden).

[11]) Kommentar: Und gelangen damit zum Leiden (d. h. sie kommen damit doch nicht über den Strom des Samsara).

[12]) Beim Ehrwürdigen Dabba Mallaputta, vgl. B. L. u. D. Jahrg. V, Heft 1, S. 4.

den (Funken) erkennt, eben so läßt sich der Weg der vollkommen Befreiten nicht erkennen, die den Strom fesselnder Lüste überschritten haben, die unerschütterliches Glück erreicht haben.

Vergänglich sind alle Gestaltungen

„Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Mensch stirbt", sagt der Buddha zum Ehrwürdigen Ananda im Parinibbana-Sutta. Und doch ist der Tod eines verwandten oder befreundeten Menschen immer wieder ein ergreifendes Ereignis für die Angehörigen und Freunde. Denn der Tod ist der tiefste Einschnitt, den das Leben in die Bande der Liebe und Freundschaft machen kann. Deshalb mahnt der Buddha immer wieder: „Schafft euch nichts Liebes. Verlust von allem Lieben ist schmerzlich. Je mehr Liebes ihr habt, um so mehr Kummer müßt ihr erleiden."

Auch aus unserem Kreise hat der Tod ein Opfer geholt. Der unseren Lesern durch seine Briefe aus Ceylon und Burma als ein Kämpfer von außerordentlicher Tatkraft bekannte Bhikkhu Nyānadhāra (Conrad Nell) ist am Vesaktage d. Js. in Mogok (Burma), 37 Jahre alt, seinem Leiden erlegen, das seit Monaten an ihm zehrte. 11.5 1935

Im September 1931 trat Conrad Nell die längst ersehnte Reise nach Ceylon an, um dort in den Mönchsorden, den Sangha einzutreten. Großzügige Geber hatten ihm die Erfüllung seines Wunsches ermöglicht, nachdem er schon früher vergeblich versucht hatte, zu Fuß hinzugelangen. Leider war sein Gesundheitszustand infolge der Strapazen während des Krieges nicht so zuverlässig, wie er es hätte sein müssen, um den außerordentlichen Anforderungen zu genügen, die das Mönchsleben im Osten schon an den einheimischen Bhikkhu stellt, wieviel mehr an den Europäer. Abgesehen von den Anforderungen des mönchischen Lebens im buddhistischen Sinne selber, die der Europäer gern unterschätzt, sind die völlig andersartige Umgebung, das Klima, die vom Gewohnten gänzlich verschiedene Nahrung Faktoren, die dem Europäer das Leben selbst bei großer Tatkraft und Verzichtbereitschaft so erschweren können, daß sich das Denken mehr und mehr davon beherrschen läßt, wenn der Körper nicht sehr widerstandsfähig ist. Der Ehrwürdige Nyānadhāra brachte ein außerordentliches Maß von Tatkraft auf, um all diese großen

Hindernisse zu überwinden. Da aber der Körper sich auf die Dauer nicht dem Denken unterwarf, erkrankte er an einem Gallen- und Leberleiden und entschloß sich auf Anraten seines Lehrers, des Ehrwürdigen Nyānatiloka im Herbst 1932, nach Deutschland zurückzukehren. Hier erholte er sich bald, und wir hatten damals Gelegenheit, ihn persönlich kennenzulernen. Sein einfaches, freundliches Wesen und die von mönchischer Zucht zeugende Haltung und Ruhe wie die ganz nach innen gerichtete Tatkraft machten einen großen Eindruck auf uns. Das Leben in der Heimat ließ ihn nach seiner Wiederherstellung nicht zur Zufriedenheit kommen. Wieder trieb es ihn in die geistige Heimat, nach Ceylon, und auch das zweitemal fanden sich Geber, die ihm mit großer Opferwilligkeit die Reise möglich machten. In Ceylon stellte sich das Leiden aber bald wieder ein, was auch die Briefe aus der folgenden Zeit erkennen lassen. Gegen Ende 1934 wurde der Zustand des Ehrwürdigen Nyānadhāra immer schlimmer. Eine Karte vom Dezember lautet:

„... Für zwei liebe Briefe habe ich Dir heute zu danken, die, wenn auch nach langem Warten, kurz nacheinander eintrafen. Die Zeit scheint immer so lang, gemessen am ständig fließenden Strom innerer und äußerer Veränderlichkeit. Habe heute nur eine Karte zur Hand, die Dir anzeigen soll, daß es mir etwas besser geht. Mein Lehrer ist von Ceylon gekommen und tut alles Erdenkliche zu meiner Gesundung. Sei bitte um mein geistiges Wohl ohne Sorge. Bin betrübt, daß Du scheinbar einiges in meinem Brief mißverstanden hast; denn wisse, ein die Lehre des Erhabenen Verstehender macht kein gewaltsames Ende mit diesem Leben. Wenn ich gesund werde und den Platz erreiche, der für meine innere Entwickelung Voraussetzung ist, werde ich selbstverständlich hier im Lande bleiben, zumal die Rückreise nach Deutschland z. Zt. so schwierig ist. Die deutschen Geber würde ich immer enttäuschen; denn sie haben nicht oft Deine Hochherzigkeit oder das freudige, um die Folge guter Taten wissende Verständnis der Burmanen. Man überschätzt in Europa den Wert des Geldes und unterschätzt den Wert einer guten Tat. Dir aber, treuer Kamerad, meinen Dank für all Dein Sorgen, Hoffen und Ringen für mich dort in weiter Ferne. Mit Grüßen des Friedens."

Die erhoffte Besserung trat aber nicht ein, sondern bald verschlimmerte sich der Zustand derart, daß eine Wiederherstellung

bei weiterem Aufenthalt im Osten so gut wie aussichtslos wurde und der Ehrwürdige Nyānadhāra sich nach schwerem Ringen entschloß, für den Fall, daß er überhaupt wieder reisefähig werden würde, die Rückreise nach Deutschland doch anzutreten. Die Krankheit nahm ihren Fortgang, es traten noch schwere Malariaanfälle hinzu, und während der letzten schweren Wochen war der Körper so geschwächt, daß der Ehrwürdige Nyānadhāra seine Nachrichten an Verwandte und Freunde nicht mehr selber schreiben konnte. Sein Lehrer, Ehrw. Nyānatiloka stand ihm bis zuletzt mit größter persönlicher Aufopferung als Pfleger zur Seite. Doch alle Bemühungen waren ohne Erfolg.

Wir erhielten vom Ehrwürdigen Nyānatiloka folgenden Brief, worin er uns den Tod mitteilt:

„Lieber Herr F.! Ihnen und allen anderen Buddhisten und Freunden des guten, lieben Nyānadhāra muß ich leider die schmerzliche Mitteilung machen, daß letzterer am 17. um 1 Uhr 10 Minuten, gerade als der Vesak-Vollmond seine Fülle erreicht hatte, nach zweitägiger Qual seiner Krankheit erlegen ist (Blut-Tuberkulose). Seine Mutter habe ich bereits telegraphisch in Kenntnis gesetzt und hoffe, daß sie sich nunmehr in das unabänderliche Schicksal gefunden hat. Daß mich das traurige Ereignis erschüttert hat, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Nyānadhāra wurde von allen Menschen geliebt, und viele sah man an seiner Leiche schluchzen. Da er sich schon einigermaßen besser befand, hatten wir vor zirka 8 Tagen den Entschluß gefaßt, ihn am 19. oder 21. nach Rangoon zum Hospital zu bringen, bis ganz plötzlich am 15. abends der Rückfall erfolgte. Nyānadhāra ist, allen Menschen sichtbar, in einem herrlichen, kunstvollen, holzgeschnitzten und vergoldeten und mit bunten Glasdekorationen geschmückten Sarge aufgebahrt, der auf einem Throne steht und von einem ebenso kunstvollen, holzgeschnitzten Baldachin überdacht ist. Am 25. wird die Verbrennung stattfinden, und es ist zu erwarten, daß viele Tausende Leidtragende zugegen sein werden. Nyānadhāra war einer meiner besten, vielleicht der beste Schüler. Er hatte ein wirklich vornehmes, edles Wesen und besaß dabei große Intelligenz und geistige Klarheit. Hoffen wir, daß ihm ein besseres Jenseits beschieden ist, das ihm ermöglichen wird, auf dem Pfade der inneren Reinheit und Erleuchtung weiterzukämpfen und so dem Ziele noch näherzukommen ...“

Wir wissen: Vergänglich sind alle Gestaltungen, alle Sankharas, und müssen jeden Augenblick bereit sein, dies an unserem eigenen Dasein zu erleben. Auch wir wünschen, daß dem von uns Gegangenen die neue Daseinsform eine günstige Gelegenheit bieten möge, den schweren Kampf gegen den Lebensdurst weiterzuführen bis zum letzten Ende. Und wir wünschen für uns selbst, daß uns das Vorbild dieses Kämpfers Kraft zu der Arbeit an uns selber verleihen möge.

Verehrung dem Lehrer!

Begrifflich unbegreifbar

Lokiya: Wenn ich Sie recht verstanden habe, bin ich ein Wesen, das durch und durch aus Vorgängen gewebt ist. Die Person also, die jetzt, in diesem Augenblick, im Augenblick b zu Ihnen spricht, dürfte demnach nicht mehr dieselbe sein, die im vergangenen Augenblick, im Augenblick a zu Ihnen sprach.

Dhammika: Sie ist nicht mehr dieselbe.

Lokiya: Also ist sie eine andere!

Dhammika: Sie ist auch keine andere.

Lokiya: Wie soll ich das verstehen?

Dhammika: Da will ich Ihnen eine Gegenfrage stellen: Ist wohl die Flamme in der zweiten Nachtwache die gleiche, die sie in der ersten war?

Lokiya: Nein, das nicht.

Dhammika: Ist sie eine andere im Verhältnis zur Flamme der ersten Nachtwache?

Lokiya: Nein, das nicht.

Dhammika: Die Flamme in der zweiten Nachtwache ist nicht die gleiche, die in der ersten Nachtwache brannte, sie ist auch keine andere. Sie *ist* überhaupt nicht, sie hat kein Sein. Ihr ganzes Sein ist ein Werden.

Lokiya: Das mag für die Flamme stimmen; denn sie erschöpft sich ja im Werden. Leben aber ist vieldeutiger, rückhaltiger, hintergründiger. Wenn ich mich im Augenblick b auf den verflossenen Augenblick a besinne, mich an ihn erinnere, mich mit dem späteren Urteil auf ein früheres beziehe, ja mich als jetzt

Bezugnehmender trotz der Andersheit meiner Vitalität als derselbe fühle mit dem Bezugnehmenden im vergangenen Augenblick, so will doch diese Tatsache mehr besagen als ein bloßes Werden.

Dhammika: Und was besagt sie?

Lokiya: Sie besagt, daß diesem Wissen um den Zusammenhang an sich vergänglicher Elemente ein mit sich identisches Etwas, ein X, ein Ich zugrunde liegt ...

Dhammika: das der Flamme nicht zugrunde liegt, und daß darum wegen eines so wesentlichen Unterschiedes ein Vergleich zwischen Mensch und Flamme nicht möglich ist, wollten Sie ergänzend hinzufügen. Ich gebe zu, daß ein solcher Vergleich verfehlt wäre, wenn der Mensch mehr ist, als was der Vergleich mit der Flamme besagen will; wenn das Ich mehr ist, etwas anderes ist, wesentlich anderes ist als ein Brennen, ein Werden und Vergehen auch. Sie behaupten, daß dieses Ich mit sich identisch bleibt?

Lokiya: Das behaupte ich nicht nur, das ist mir unmittelbar gewiß. Ich fühle nicht nur, daß ich da bin, daß ich es bin, der da ist. Ich beziehe doch auch alle meine Zustände und Eigenschaften in ihrem beständigen Wechsel, den Körper in allen seinen Wandlungen von Wachsen, Blühen und Welken zwangsläufig auf ein selbiges Etwas, nämlich mein Ich und somit auf etwas im Wechsel der Zustände zeitbeständig Beharrendes.

Dhammika: Wenn Sie alle Ihre Zustände und Eigenschaften auf ein beharrendes Ich beziehen, so steht auch das scheinbar zeitbeständig beharrende Ich in Beziehung zum beständig Wechselnden. Bezieht es sich seinerseits auch auf das beständig Wechselnde, wie will es da noch beständig bleiben! Wenn das Sein sich bezieht auf das Werden, muß es sein Für-sich-Sein aufgeben, also seinen absoluten Charakter einbüßen. Bildlich gesprochen: rein kann nur bleiben, was sich nicht mit Unreinem einläßt.

Lokiya: Das Ich braucht sich auch gar nicht auf das Nicht-Ich zu beziehen, es fällt auch nicht mit dem Selbstbewußtsein zusammen. Wäre letzteres der Fall, würde es dem Werden verfallen. Wie ich anfangs sagte, liegt es als Substrat seinem Wissen um sich zugrunde als unwandelbares „Ich bin Ich".

Dhammika: Auch bei dieser Wendung des Ich zu sich selber entgeht es doch nicht dem Widerspruch zu sich selber.

als Wachstumsvorgang erkennen, wenn mein Erkennen mit Nichtwissen über sich selber einsetzt, auf ein Verkennen seiner selbst ausgeht? Wo bleibt mir noch ein Zugang in diesen Zirkel?

D h a m m i k a : Der Lebensvorgang ist erfahrungsgemäßem Erkennen unzugänglich, er wird nur wirklichkeitsgemäßem Erleben zugänglich. Wirklichkeitsgemäßes Erleben ist nur auf Grund rechter Einsicht möglich, und diese hängt ab von wirklichkeitsgemäßem Lebenswandel, wie umgekehrt wirklichkeitsgemäßer Lebenswandel abhängt von wirklichkeitsgemäßer Einsicht.

Damit komme ich noch einmal auf das Bewußtsein als Greifen zurück. Bewußtsein m u ß nicht Greifen sein. Für gewöhnlich ist es zwar Greifen, ebenso wie die vier anderen Greifegruppen, latent oder aktiv, weil Nichtwissen herrscht. Mit dem Schwinden des Nichtwissens hört es aber auf, Greifen zu sein. Es ist dann nur noch Lebensfunktion in dem Maße, wie die Triebe zum Versiegen kommen, ebenso wie die vier anderen Gruppen. Auch für uns, die wir vom Nichtwissen beherrscht sind, ist es immerhin möglich, greif-freies Bewußtsein zu erleben, wenn wir die nötige Zucht, Achtsamkeit und Besonnenheit üben. Als solches ist Bewußtsein dann haft-loses Wissen von sich selber. Es ist dann zwar auch noch V o r g a n g , aber sozusagen der Vorgang des in-sich-Ruhens; wie etwa ein Kreisel, der sich auf der Stelle dreht, in sich kreist und zugleich damit in sich ruht, rein begrifflich also ein Widerspruch in sich wie alle Versuche, die Wirklichkeit begrifflich zu fassen, was wiederum ein Zeichen für die begriffliche Unbegreifbarkeit des Lebens, der Wirklichkeit ist.

Leben schließt sich in sich selber und wird nur durch Belehrung zugänglich.

„Alles ist — das ist das eine Ende. Alles nicht-ist — das ist das andere Ende. Beide Enden überkommend zeigt der Erhabene in der Mitte die Lehre: In Abhängigkeit vom Nichtwissen die Begriffe." Wenn etwas gesagt wurde, so wurde es darum gesagt!

Verehrung ihm, dem Lehrer! B. Sch.

Von der Allmacht

Ein kleines Mädchen ging mit seiner Tante spazieren. Plötzlich fragte es: „Kannst du auf einem Bein hüpfen?"

„Ja", sagte die Tante.

„Kannst du auch Handstand machen?"
„Ja", sagte die Tante (zögernd).
„Kannst du auch Purzelbaum schlagen?"
„Ja", sagte die Tante (noch zögernder).
„Aber kannst du alles Drei's zugleich?"
„Nein", sagte die Tante (ohne Zögern).
„Nein", sagte das kleine Mädchen, „das kann keiner."
„Das kann nur der liebe Gott — der kann alles! — Fräulein M. hat das gesagt."

Was nützt dir, liebes Kind, die Lehre von der Allmacht? Was Menschen dir in Not zum Stützpunkt geben wollten, du hast dir selbst ein Märchen draus gemacht. Noch schläft dein kleiner Geist in einem Bettchen groß genug und träumt von Engeln rings in weißen Wolken, die dir die Ewigkeit verhüllen. Wie lange noch wirst du in gutem Glauben den Widerspruch ertragen, den man dir bot?! Wirst du einmal nach Wirklichkeit und Wahrheit fragen oder weiterschlafen, dem Unheil preisgegeben, dem der Schlafende von je und je verfallen war? Ein wachsam Denken sitzt an deinem Bettchen und weckt dich nicht. Es wartet mit Geduld, bis du die Augen selber öffnest zu fragend klarem Blick. M. L.

Uposatha

Durch das Dunkel unsrer Nacht, das uns uferlos umspinnt,
Jagen fahle Wolkenfetzen sturmgepeitscht nach dunst'gen Zielen,
Um mit Lust und Leid zu spielen,
Bis das Trugbild jäh zerrinnt. —
Uposatha!

Einsam ist's nun um uns her, und mit tränenschwerem Lid,
In uns der Enttäuschung Schmerzen, blicken wir in weite Fernen,
Wo bei glückbeschwingten Sternen
Unsre Sehnsucht Kreise zieht! —
Uposatha!

Auf des Hoffens Trümmern schwebt unsre Klage banger Not,
Da des Leidens zehrend' Feuer hinschmolz unser Hassen, Lieben,
Und es ist uns nichts geblieben
Als ein hoffnungsloser Tod! —
Uposatha!

Da, welch milder Glanz durchbricht das Gewölk dort unsrer Nacht?!
Taucht in heil'gen tiefen Frieden, was die Unrast in uns nährte
Und voll Leiden in uns gärte!
Buddhawortes Mondlichts-Pracht!
Uposatha!

Lächeln schwebt ob allem Sein. — Losgelöst von Freud und Leid
Schreiten wir nun durch die Schatten, die das Spiel des Daseins [spielten,
Uns in Leidensfesseln hielten,
Bis vollendet unsre Zeit!
Uposatha! K. M.

Eranos 1934

Von K. F.

Das Eranos-Jahrbuch 1934 mit den Vorträgen der Tagung im vorigen Sommer in Ascona liegt in einem umfangreichen, vorzüglich ausgestatteten Bande vor. Mit seinen 530 Seiten und einer ganzen Reihe von Zeichnungen und Tafeln bedeutet es nach Umfang wie Inhalt eine beträchtliche Leistung in der Zeit der Wirtschaftskrisen. Das gemeinsame Thema der Tagung war „Ost-westliche Symbolik und Seelenführung" und soll, wie die Herausgeberin sagt, eine Fortsetzung und Erweiterung des ersten Bandes sein. Die Herausgeberin, Frau Olga Fröbe-Kapteyn, hebt hervor, daß der Aufbau des westlichen Heilweges aus westlichem Boden herauswachsen, mit westlichen Symbolen arbeiten und mit westlichem Material geformt werden müsse. Demgegenüber aber bestehe die Tatsache des einen Ziels für Ost und West, des Einen Wegs in seinen unendlichen Variationen und der gleichen Einheit hinter aller östlichen und westlichen Symbolik. Denn es handele sich letzten Endes im Westen wie im Osten um die psychische Erfahrung des Selbst, und diese Erfahrung führe erst zu den eigentlichen metaphysischen Realitäten (von uns gesperrt, d. Red.).

Wir haben bereits in der Besprechung des Jahrbuchs 1933*) grundsätzliche Bemerkungen über die Stellung gemacht, die der reine Buddhismus als Wirklichkeitslehre den Bestrebungen gegen-

*) Vgl. B. L. u. D. Jahrgang V, Heft 2/3.

über einnimmt, eine „Synthese“ zwischen den verschiedenen Geistesrichtungen, insbesondere Religionen in Ost und West herbeizuführen. Wir können uns daher hier darauf beschränken zu wiederholen, daß wir einstweilen immerhin die Möglichkeit solcher Synthese dahinstellen möchten, aber von ihr nicht viel erwarten. Jedenfalls kann die ursprüngliche Buddhalehre keine Synthese eingehen, wie sie hier gemeint ist, ohne ihr Bestes und Einzigartiges, ihren kristallklaren Wirklichkeitsgehalt einzubüßen.

Damit kommen wir gleich auf den Vortrag der Sprecherin, ie in der letzten Tagung wiederum den Buddhismus vertreten vollte, Mrs. Rhys Davids. Sie sprach über die Gechichte des Rad-Symbols. Es ist unerquicklich, immer vieder denselben groben Verkennungen der einzigartigen Lehre om Aufgeben aller Behaftungen zu begegnen, zu sehen, wie in Mensch mit der scheinbaren Überlegenheit seiner philoogischen Gelehrsamkeit über Dinge urteilt, die er seiner ganzen Anlage nach zu beurteilen außerstande ist, weil er dem Leben so tark verschrieben ist, daß ihm diese Dinge unter solchen Umtänden nicht zum Erlebnis werden können. Es ist nun einmal innlos, über das Aufgeben aller Behaftungen, insbesondere des ch-Wahns zu spekulieren, darüber zu reden, ohne es selbst ernstaft zu versuchen. Alle Gelehrsamkeit wird hier nur zum Hinernis und Fallstrick für die rechte Einsicht, wenn sie nicht von er grundsätzlichen Bereitschaft zum Loslassen gemeistert wird. Wie die Erfahrung an den Gelehrten zeigt, ist das kaum möglich, enn die Neigung zur Gelehrsamkeit überwuchert alles. Je mehr nan „weiß“, desto mehr möchte man wissen, und um so mehr ieht man auf die herab, die nicht so viel „wissen“. Wir möchten uch hier wiederholen, daß wir das große Werk der Pali Text ociety hochschätzen, deren Präsidentin Mrs. Rhys Davids seit em Tode ihres Gatten, des verdienstvollen Gründers der Gesellhaft, ist, und daß wir dankbar sind, daß Mrs. Rhys Davids eses Werk bis heute fortgesetzt hat; jedoch bei den Behaupngen, die sie über einen von ihr konstruierten Ur-Buddhismus nmer wieder aufstellt, müssen wir höflich, aber deutlich den opf schütteln.

Nach ihrer Meinung ist das Rad das Symbol „dieser dynaischen Religionslehre, mit der Gotama versuchte, das höhere nanbewußtsein seiner Zeit in eine durch das Leben realisierte axis umzuwandeln: das Tat tvam asi, ‚das bist du‘, in

‚das kannst du werden, das sollst und mußt du werden'."
Mag die Entwickelung des Rad-Symbols historisch betrachtet vor sich gegangen sein, wie sie will, es zum Symbol einer solchen „dynamischen Religionslehre" zu machen, heißt die Wahrheit auf den Kopf stellen. Anders können wir es auch nicht nennen, wenn Frau R. D. über den Buddha selbst sagt: „Er (der Buddha) war ein Jüngling aus der Provinz, aus der Gegend von Darjeeling, und die Heimat, in der er heranwuchs, war viel zu weit entfernt, als daß man ihn nach Taxila auf die Hochschule der Brahmanen hätte schicken können; so wurde er zu Hause erzogen. Welche Gruppe immer aus dem Legendenkranz, der um ihn entstanden ist, weniger falsch sein mag ... eines scheint sicher: er wird sich höchstwahrscheinlich gesehnt haben, sein Schicksal mit dem des Kaufmannes zu vertauschen, der nach Kapilavatthu reist und von dort seine Fahrt fortsetzt, um auf diese Weise die Welt kennenzulernen. Als er sich endlich freimachte, als er sich heimlich aus dem väterlichen Hause schlich, da wird er es gewiß nicht um eines Verzichtes willen getan haben, sondern um ein Mehr zu gewinnen, um Menschen und Länder zu sehen und sich Kenntnisse anzueignen." Dies, fügt sie hinzu, erscheine ihr eine weit wahrere und würdigere Auffassung des Grundes, der den Sakyamuni zum Verlassen seines Vaterhauses bewegte, als die allgemein akzeptierte Legende des großen Verzichtes, um ein weltensagender religieux zu werden, als ob das der beste Weg wäre, um der Welt vorwärts zu helfen.

Man ist hier schon fast genötigt, das Wort des Erdgeistes aus dem Faust umzukehren: „Du begreifst den Geist, dem du gleichst", und man muß sehr an sich halten, um nicht ironisch zu werden.

Wenn Mrs. Rhys Davids die historische Bearbeitung und Erforschung des Buddhismus, insbesondere auch des Radsymbols als die einzig richtige Forschungsmethode bezeichnet, so müssen wir dazu sagen, daß bei aller Anerkennung der Ergebnisse historischer Forschung doch das Wichtigste einer Geistesrichtung auf diesem Wege nicht erfaßt werden kann. Den Buddhismus lediglich historisch betrachten heißt an seinem Eigentlichen vorbeisehen, heißt das nährende täglich Brot geistiger Stütze, die wir aus dem Gedanken der restlosen Vergänglichkeit, Leidhaftigkeit und Nichtselbstheit alles Leben ziehen, zu unfruchtbaren Steinen wissenschaftlicher Spekulation machen, zu schweinsledergebundenem Pergament verarbeiten, das die Motten zer-

fressen. Zumal wenn diese Spekulationen so beschaffen sind wie die der Frau Rhys Davids.

Dabei müssen wir jedoch erwähnen, daß diese Spekulationen auch bei anderen Wissenschaftlern auf Widerstand stoßen. Mrs. R. D. selbst kritisiert eine Bemerkung des Professors v. Glasenapp, der sich dahin geäußert hat, er könne diesen Versuchen, einen Urbuddhismus zu konstruieren, dem alles fehle, was die Buddhisten seit jeher für das Wesentlichste an der Lehre ihres Meisters gehalten haben, nicht beipflichten. Denn ihm scheinen 1. die vier heiligen Wahrheiten, 2. die Theorie von der Nichtexistenz eines beharrenden Selbst und 3. die Lehre vom Nirvana so sehr zum Wesen des Buddhismus zu gehören, daß man sie nicht aus ihm fortdenken könne. Mrs. R. D. stellt dieser Bemerkung, an der sie das „seit jeher" so „entzückend ungenau" findet, die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und von der unbefleckten Empfängnis gegenüber und meint, sie könnte mit demselben Recht sagen, diese Lehre scheine ihr so sehr zum Wesen des Christentums zu gehören, daß sie sich gar kein Jesus-Evangelium vorstellen könne, worin diese Lehren nicht *seit jeher* im Mittelpunkt gestanden hätten. Man solle an die Konzile des Christentums und an die furchtbaren Kämpfe denken, die um solche Fragen entbrannt seien. Sie fügt hinzu: „Gerade die drei buddhistischen Dogmen, die Glasenapp anführt, sind für mich *beweisbar nicht* zum Wesen des Urbuddhismus gehörig; sie sind das, was das Neue Testament als die ‚Tradition der Alten' bezeichnet, ... Dinge, die Jesus schon als alt und verstaubt empfand. Mein Wunsch wäre es, daß auch aus den buddhistischen Formeln mönchischer Wertung (d. h. eben gerade das, was unserer Überzeugung nach das Wesentlichste an der Buddhalehre ist d. R.) jene Dinge von den Autoren und Bearbeitern herausgelöst würden, von denen Gotama heute sagen müßte, sie seien schal und verstaubt im Vergleich zur lebendigen neuen Botschaft wunderbarster Zuversicht und Wertbereicherung des Menschen, im Vergleich zu dem Mehr, das er der Welt gebracht hat: er, der Freudebringer, der Heilbringer im Rad."

Mag die Sache beim Christentum liegen wie sie will — es ist nicht unsere Sache, ein Urchristentum herauszusuchen —, ob mit oder ohne Dreieinigkeit und unbefleckte Empfängnis, das Christentum ist und bleibt eine *Glaubens*lehre, ruht auf dem Glauben an ein Transzendentes. Ohne diesen Glauben gibt es weder ein Christentum noch eine andere Glaubensreligion.

Der Buddhismus aber ist keine Glaubenslehre, die sich auf ein Transzendentes zu stützen sucht. Er ist freilich auch keine Wissenschaft, als welche er nur das anerkennen würde, was uns durch die fünf Sinne zugänglich ist, sondern er ist Wirklichkeitslehre, der einzigartige Mittlere Pfad zwischen den beiden gedanklichen Extremen des Glaubens und der Wissenschaft, des Spiritualismus und des Materialismus. Ein Weg, der nicht von einem Wegfahrer begangen werden muß, sondern bei dem Weg und Wegfahrer zusammenfallen im Gehen, im Vorgang der Auflösung des Lebensdurstes und damit des Lebensprozesses als Einzelvorgang selber, der als durch und durch vergänglich so beschaffen ist, daß er sich auflösen, daß er verlöschen kann.

Wir möchten wünschen, daß dieser echte Sinn des Buddhismus auch einmal bei den Eranos-Tagungen zum Ausdruck käme. Sie würden dadurch bedeutend an Wert gewinnen.

Einen Sekundanten findet Mrs. Rhys Davids in Professor J. W. Hauer aus Tübingen, der in seinem Vortrag über Symbole und Erfahrung des Selbstes in der indoarischen Mystik sagt: „Man hat diese Lehre Buddhas vom ‚Nichtselbst' als eine Leugnung des Selbstes verstanden. Diese Auslegung ist ein grobes Mißverständnis der Lehre Buddhas. Ich fühle mich in dieser Auffassung durchaus eins mit Seidenstücker und Mrs. Rhys Davids, die ja immer wieder das Positive in Buddhas Lehre betont haben. Um das letzte Positive einer verstarrenden Spekulation zu entreißen und es wieder einer lebendigen Erfahrung zugänglich zu machen, hat Buddha alles Nicht-Letzte als Nicht-Selbst beiseite geschoben. Aber hinter diesen Negationen des Nicht-Selbst liegt sicher verschanzt die Bejahung einer letzten positiven Realität ... So wird das Geheimnis des Selbstes streng umhegt, daß kein theologisches System ihm mehr seine letzthinige Lebendigkeit und Realität zu rauben vermag." Und weiter: „Wie groß auch der Wirbel der Bewußtseinstatsachen sein mag, wie stark auch die Bewußtseinshelle sich wandele, über alle Schwankungen, Trübungen und scheinbare Zerstörung hinweg erhebt sich immer wieder beherrschend und unangreifbar der Mensch als inneres Subjekt. Man hat versucht, diese Tatsache zu leugnen, indem man das Subjekt auflöste in ein Bündel von inneren Schwingungen. Sowohl der Spätbuddhismus, wie die westindogermanische Philosophie der unschöpferischen Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind diesen Weg gegangen. Aber

auch aus dieser Negation des Menschen als Subjekt hat sich einfach aus der Erfahrung selbst wieder die Überzeugung erhoben, die auch aus unserem eigenen inneren Erleben nicht zu tilgen ist: der Mensch ist und bleibt Subjekt, d. h. es ist in ihm ein Kern, an den wie die Strahlen an den Kristallkern alle seine Erlebnisse anschießen."

Es ist verständlich, daß da, wo man „die unmittelbare Heiligkeit des Lebens selbst als ewige Gegenwart" begreift wie in den Veden und den Upanishaden, man auch die „letzthinige Lebendigkeit und Realität des Selbstes" feststellt, ohne allerdings sich darum zu sorgen, wie ein solches Selbst „an sich" es fertig bringt, ohne seine „Absolutheit", seine Unveränderlichkeit und damit sich selber zu verlieren, sich dauernd von den groben und feinen, edlen und gemeinen Erlebnissen „beschießen" zu lassen. Aber gerade darum handelt es sich ja, ob das Leben schlechthin „heilig" ist, d. h. heil, gesund; oder ob es auch unheil, krankhaft ist. Es gehört doch nur der Mut der Unvoreingenommenheit dazu, um festzustellen, daß Leben beides umfaßt, Heil und Unheil, Gesundheit und Krankheit, und daß der Wunsch, das eine o h n e das andere zu besitzen, eine nie zu verwirklichende Illusion ist. Und da der Mensch meist nicht imstande ist, das ehrlich zuzugeben, weil der anfangslose Lebensdrang ihn daran hindert, so rettet er seinen Wunsch in die Illusion eines „absoluten" Selbstes, das zwar unbeschmutzt von den Unreinheiten der Vergänglichkeit ist, aber ebenso unwirklich, ein reines „Wunschkind" der Gedanken.

Auf den großen Fehler, den Prof. Hauer damit begeht, daß er den Buddhismus mit dem wissenschaftlichen Positivismus der „unschöpferischen" Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Bezug auf die „Negation des Menschen als Subjekt" gleichsetzt, können wir hier nur hinweisen. Es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Im übrigen hat Dr. Dahlke in seinen Schriften häufig gerade den wesentlichen Unterschied zwischen Buddhismus und Positivismus gezeigt und die Fehler des letzteren aufgedeckt.

Gleich zu Anfang spricht Prof. Hauer von den religiösen Erschütterungen im alten Indien wie in unserer Zeit und bemerkt: „Nun dient aber jede Erschütterung im menschlichen Geschlechte dazu, daß seine schaffenden Geister noch tiefer nach neuer Gründung suchen. Wenn einzelne auch verzweifeln mögen, weil das Alte stürzt, die große Gemeinschaft als solche verzweifelt

nie. Immer wieder haben sich z. B. die Völker des indogermanischen Bereiches aus den schwersten Erschütterungen zu neuer Glaubenskraft erhoben. So kann auch, aufs Ganze der Menschheit gesehen, gesagt werden, daß zwar Tausende und Abertausende von Menschen in den schweren Übergängen von Untergang zu Neugestaltung innerlich und äußerlich zugrunde gehen, daß aber die Menschheit nie verzweifelt. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß der Mensch ‚e w i g' gegründet ist, so wäre er durch diese Tatsache gegeben."

Sicherlich, die Mensch h e i t verzweifelt nie; aber die Mensch-h e i t freut oder begeistert sich auch nie; sie sieht nicht, hört nicht, denkt nicht, ißt und trinkt nicht, altert und stirbt nicht, schläft nicht und wacht nicht, führt keine Kriege und schließt keinen Frieden; sie übt weder Verfolgung noch erleidet solche, sie ist weder schön noch häßlich, weder groß noch klein, ganz einfach deshalb nicht, weil die Mensch h e i t überhaupt k e i n L e b e w e s e n ist, das all dem unterworfen wäre, sondern eine rein begriffliche Zusammenfassung der Millionen e i n z e l n e r Menschen, die als solche, als Einzelwesen jeder für sich Leben erleben, sich ins Leben leben. Gerade so wie S c h ö n h e i t eine rein begriffliche Zusammenfassung von gewissen Eigenschaften ist, die wir an den einzelnen Wesen oder Gegenständen als schön bezeichnen. Und man muß sich davor hüten, solche begrifflichen Abstraktionen (Ab-ziehungen) selbständig zu machen. Welche Gefahren, welches Leiden damit verbunden ist, das zeigt die Geschichte der Menschheit zur Genüge. Denn solche Begriffs-Gespenster sind (bitte jedoch nur im übertragenen Sinne!) unersättlich. In ihrem Dienste ist alles erlaubt; sie haben ja kein Gewissen, erleiden weder Lohn noch Strafe für ihre Taten und können es sich daher auch leisten, „ewig" zu sein. Ebenso wie auch ein „Dreieck" ewig ist oder ein „Kreis" nicht stirbt als bloße gedankliche Abstraktion. Der einzelne Mensch jedoch, der wirklich lebt, der ganz im Wirken aufgeht in seinem Fleisch und Blut, seinen Empfindungen und Wahrnehmungen, seinem Denken und Bewußtsein, der Einzelne ist sich selber ganz und gar verantwortlich. Er muß die Früchte seines Wirkens unter allen Umständen tragen, weil er sie sich als Wachstums- und Ernährungsvorgang erwächst. Wenn er sich das ganz nüchtern und klar vor Augen hält, wird er stutzig am Wert des ganzen Lebens, er sieht, wie Heil und Unheil sich immer wieder ablösen, daß es in diesem ununterbrochenen Wechsel keine Sicherheiten gibt. Und durch die

Einsicht in die restlose Vergänglichkeit wird er des ganzen Spiels überdrüssig und zieht die praktischen Folgerungen daraus, denen gegenüber alle philologischen Spekulationen versagen.

Daß innerhalb der Veden, Upanishaden usw. „die ganze Wirklichkeit und ihre Bewegung ein gewaltiges Symbol des ewigen Selbstes ist", daß nach diesen Lehren „die Lust der Welt und des Menschen ein Symbol der Urlust" ist, daß sie einen ānandamaya-purusa, d. h. ein aus Urlust gebautes inneres Selbst annehmen, ist richtig. Wenn Prof. Hauer aber behauptet, das sei im indo-arischen Bereich schlechthin so, dann irrt er sich. Die Tatsache, daß es Menschen gibt, die die Wirklichkeit und das Leben anders sehen, nämlich in dem Sinne, wie der Buddha es lehrte, als Leiden, als etwas, das restlos überwunden werden kann, ist der lebendige Beweis für seinen Irrtum.

Prof. Hauer sagt: „Wenn der Mensch sich als Subjekt erfährt und dieses Subjekt nun anschauen will, so schwindet es ihm ständig aus der Anschauung; scheint er es für einen Augenblick anschauend zu erfassen, so wird der Gegenstand seiner inneren Anschauung zum Nichtsubjekt, während das Subjekt selber wieder in den Abgrund eines Geheimnisses versinkt. Und doch — dies ist das Paradoxe solcher inneren Forschung — könnte er dies alles nicht erleben, wenn er nicht zur Zeit Subjekt wäre und sich dieses seines Subjektseins bewußt würde. In diesen Abgrund des Geheimnisses, der um den Menschen als Subjekt webt, hinunterblickend, ahnt der Mensch etwas von der ewigen Verwurzelung seines inneren Seins." Gerade das ist der springende Punkt und hier erweist es sich, ob ein Mensch unvoreingenommen ist oder ob der Lebensdurst stärker ist als die Ehrlichkeit. Ist man hier wirklich unvoreingenommen, so muß man wirklichkeitsgemäß feststellen, daß bei dieser inneren Forschung nicht eine „Konfrontation" des Ich mit sich selber stattfindet, nicht ein Ich als Subjekt einem Ich als Objekt gegenübertritt und als Subjekt in den Abgrund des Geheimnisses versinkt, sondern daß hier der Wachstumsvorgang der fünf Greifegruppen im Bewußtsein, das in sich selber zurückbiegt (re-flektiert) sich a l s Vorgang erlebt und weiter nichts. Damit hört die Möglichkeit sowohl für ein Objekt wie ein Subjekt auf, und es bleibt nur noch der unterbrechungslose Vorgang, Bewegung ohne Kern, Selbst-losigkeit. Das ist das Geheimnis des Lebens, das uns der Buddha enthüllt hat, und das wir nachzuerleben uns mühen müssen bis in die letzten Folgen.

Prof. Hauer ist kein Freund der „Psychotechnik", wie sie insbesondere der Yoga entwickelt hat als Mittel, zum „Selbst" zu gelangen. Er sagt: „Wer die psychischen Reflexe, die möglicherweise eine tiefe Lebensbewegung begleiten, sucht, ohne in jenen Lebensbewegungen zu strömen, den trifft aus jenen Reflexen der Strahl des Unheils. Das Leben will nicht, daß seine Begleiterscheinungen an und für sich genossen werden. Es zwingt den Menschen, daß er sich um des Lebens Tiefe bemüht oder anders gesagt, daß er in opferreicher Hingabe dem Leben selbst sich zukehrt. Darum führen alle psychotechnischen Versuche letzten Endes nur dazu, den Menschen auszuleeren, und das beste, was ihm dann noch geschehen kann, ist dies, daß sein inneres und äußeres Leben in ein Nichts verebbt. Zum Selbst führen keine psychotechnischen Zugänge, sondern nur das Leben. Allerdings ein Leben, das in Welthinkehr und Einkehr in die Stille rhythmisch sich bewegt. Echter Yoga ist nichts anderes als echte Einkehr, um des Lebens Tiefe zu ergründen." Sicherlich, der Mensch, der sich Yogaübungen hingibt in der Meinung, er könnte sich dadurch sozusagen mit einem Trick der Aufgaben des täglichen Lebens entheben, die ihm aus seiner Lebenslage erwachsen, so wie es manche Schwärmer versuchen, der wird damit kein gutes Ergebnis haben. Man kann davor nur warnen. Wenn aber Prof. H. als beste und wertvollste Art des Lebens den rhythmischen Wechsel von Welthinkehr und Einkehr in die Stille betrachtet, so können wir dem nur bedingt zustimmen. Wir müssen zugeben, daß für uns praktisch einstweilen keine andere Möglichkeit bleibt als dieser Wechsel; aber wir sehen darin einen Mangel, den wir einmal überwinden müssen, mag dies „einmal" noch so fern sein. Letzte Möglichkeit dem Leben gegenüber ist nun einmal die Abkehr ohne Vorbehalt, in der dann erst die oben angedeuteten letzten Folgen sich entwickeln können. Damit erlebt der Einzelne sich dann sein endgültiges Ausscheiden aus der „schaffenden Gemeinschaft" (wie H. sagt), das letzte, was das Leben uns zu bieten vermag, die Erlösung vom Leben und vom Leiden.

Als dritter Indologe tritt wiederum Professor Zimmer auf mit seinem Vortrag über Indische Mythen als Symbole. In geistreicher Weise führt er uns alte indische Sagengestalten vor Augen und vergleicht sie mit westlichen. Der vorzeitliche, sagenhafte König Mucukunda, der drei Weltalter lang in einer Höhle schlief, und die Mythengestalt des deutschen

Kaiser Barbarossa in der Kyffhäuserhöhle kennzeichnen den Unterschied zwischen Ost und West: bei dem indischen König die Sehnsucht nach endgültiger Ruhe, beim Kaiser Rotbart der Wunsch nach Königsgewalt und Beherrschung der Erde. Auch Hamlet treibt die Sehnsucht nach dem „Sterben, Schlafen", wie den indischen Sagenkönig. Doch während Hamlet gewissermaßen „auf dem Trockenen" sitzt, „auf dem kahlen Fels stoischen Gleichmuts, unterm kalten Metall eines entgötterten Himmels", um sich herum nur ein „sinnloses Gewimmel dämonischer Trivialität" sieht, zu dem er in keine Beziehung mehr kommen kann, ist „die indische Welt mit all ihrem Grauen wohl bewahrt in Gott, ihr Ich ist nicht abgenabelt, einsam auf sich selbst gestellt im Wirbel der Vergänglichkeit, im Wüten der Dämonen". Auch die Gestalten des Krischna, seines Halbbruders Balarama und anderer, des Faust und griechische Sagenhelden sollen zeigen, wie notwendig ein richtiges Verhältnis zu den „Müttern", dem sogenannten Unbewußten ist. Auch diesmal bietet der Beitrag Prof. Zimmers einen gedanklichen und ästhetischen Genuß, doch wünschten wir gern mehr „Nahrhaftes", mehr praktisch zu Verwertendes.

In dieser Hinsicht ist der Beitrag Professor C. G. Jungs „Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten" vorzuziehen. Wir haben schon aus Anlaß des vorigen Jahrbuches und an manchen anderen Stellen Gelegenheit gefunden, zu der Lehre Jungs vom kollektiven Unbewußten Stellung zu nehmen. Prof. Jung weist darauf hin, daß die moderne Psychologie des „Unbewußten" erst notwendig wurde, nachdem die früher herrschenden, bei uns im Westen aus der christlichen Anschauung stammenden „Bilder", die „magischen Schutz verliehen gegen das unheimlich Lebendige der Welt- und Seelentiefen" verblaßt sind. Diese Bilder, „Gestalten des Unbewußten", Projektionen des „kollektiven Unbewußten" in die Außenwelt als Götter, Teufel, Dämonen usw. nennt er in Anlehnung an Aristoteles die Archetypen. Sie sind „Symbolfiguren, in welche alles Innere und Unbekannte projiziert ist." So lange man solche lebendigen Symbolfiguren besitzt, entgeht man der unangenehmen Begegnung mit sich selbst.

Jung unterscheidet eine „gewissermaßen oberflächliche Schicht des Unbewußten", die „zweifellos persönlich" ist, von der tieferen Schicht, „welche nicht mehr persönlicher Erfahrung und Erwerbung entstammt, sondern angeboren ist". Er nennt diese tiefere

Schicht das „kollektive Unbewußte", weil es „nicht individueller, sondern allgemeiner Natur ist, d. h. es hat im Gegensatz zur persönlichen Psyche Inhalte und Verhaltungsweisen, welche überall, in allen Individuen cum grano salis dieselben sind. Das kollektive Unbewußte ist in allen Menschen sich selbst identisch und bildet damit eine in jedermann vorhandene, allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur".

Dieser Punkt der Lehre Jungs scheint uns zu wichtig, als daß wir hier nicht noch einmal darauf eingehen möchten. Denn wenn es wirklich ein solches kollektives Unbewußte gäbe, dann wäre eine Erlösung, wie der Buddha sie lehrt, nicht möglich; dann wären wir ein für allemal dem kollektiven Unbewußten verfallen, aus dem das „Oberbewußtsein" emporwächst wie der Lotus aus dem Schlamm des Teiches, um nach einiger Zeit zu welken und wieder im kollektiven Unbewußten zu verschwinden, das seinerseits völlig unberührt und unverändert „sich selbst identisch" bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

An anderer Stelle sagt Prof. Jung: „Das Unbewußte nun gilt gemeiniglich als eine Art von abgekapselter persönlicher Intimität, was die Bibel etwa als „Herz" bezeichnet und als den Ursprungsort aller bösen Gedanken auffaßt. In den Kammern des Herzens wohnen die schlimmen Blutgeister, rascher Zorn und sinnliche Schwäche. So sieht das Unbewußte aus, wenn vom Bewußtsein betrachtet. Das Bewußtsein ist aber wesentlich eine Angelegenheit des Großhirns, ... das alles zertrennt und in Vereinzelung sieht, also auch das Unbewußte, welches durchaus als m e i n Unbewußtes betrachtet wird. Man meint daher allgemein, daß, wer ins Unbewußte hinuntersteige, in die drangvolle Enge egozentrischer Subjektivität gerate und in dieser Sackgasse dem Angriff aller bösen Tiere, welche die Höhle der seelischen Unterwelt beherbergen soll, ausgeliefert sei ... Die Begegnung mit sich selbst ist die Begegnung mit dem eigenen Schatten. Der Schatten ist allerdings ein Engpaß, ein schmales Tor, dessen peinliche Enge keinem erspart bleibt, welcher in den tiefen Brunnen hinuntersteigt. Man muß aber sich selber kennenlernen, damit man weiß, wer man ist. Denn das, was nach dem Tore kommt, ist unerwarteterweise eine grenzenlose Weite voll unerhörter Unbestimmtheit, anscheinend kein Innen und kein Außen, kein Oben und kein Unten, kein hier und dort, kein Mein und kein Dein, kein Gutes und kein Böses. Es ist die Welt des Wassers, in der alles Lebendige suspendiert schwebt, ... wo ich untrennbar dieses

und jenes bin, und dieses und jenes Ich sind, wo ich den Anderen in mir erlebe und der Andere als Ich mich erlebt. Das Unbewußte ist alles weniger als ein abgekapseltes, persönliches System, es ist weltweite und weltoffene Objektivität. Ich bin das Objekt, ja sogar das Subjekt des Objekts, in völligster Umkehrung meines gewöhnlichen Bewußtseins, wo ich stets Subjekt bin, welches Objekte hat. Dort bin ich in der unmittelbarsten Weltverbundenheit, dermaßen angeschlossen, daß ich nur allzu leicht vergesse, wer ich in Wirklichkeit bin. ‚In sich selbst verloren' ist ein gutes Wort, um diesen Zustand zu kennzeichnen. Dieses Selbst aber ist die Welt, wenn ein Bewußtsein es sehen könnte."

Hier zeigt es sich, wie weit die Unvoreingenommenheit reicht. Für das gewöhnliche Ich-Bewußtsein bedeutet das „Unbewußte" bloße Dunkelheit, einen Bewußtseins-Ausfall gegenüber dem „hellen" Tages- oder Oberbewußtsein. Vom Ich-Denken aus oder in buddhistischer Ausdrucksweise: vom Ich- oder Selbst-Wahn aus wird dieser Bewußtseins-Ausfall freilich zu einem Mir-Gehörigen, wie „meine" Augen und Ohren, Hände und Füße, wenn auch bei einem bloßen Ausfall der Eigentumsbegriff paradox ist, wie der Eigentumsbegriff beim Schatten. Insoweit ist die Feststellung Prof. Jungs richtig. Auch das ist richtig, daß das erlebnismäßige Eintreten in die Sphäre des sogenannten Unbewußten, d. h. wirklichkeitsgemäß betrachtet eine Ausdehnung des Bewußtseins, des Wissens von sich selber über das gewöhnliche Maß hinaus neue Ausblicke und Einblicke gewährt. Es ist aber falsch, aus der Tatsache, daß bei den sonst so individuell verschiedenen Menschen im Verlauf dieser Ausdehnung des Bewußtseins immer wieder ähnliche „Bilder" auftauchen, den Schluß zu ziehen, es handele sich hier um ein allen Menschen gemeinsames, mit sich identisches kollektives Unbewußte. Prof. Jung verfällt hier der Allgewalt der Logik, des Satzes von der Identität und vom Widerspruch; einer Allgewalt, die doch nur angemaßt ist, nur vom Ich-Wahn aus unangreifbar erscheint. Der Fehlschluß ist dieser: Die psychologische Tiefenforschung zeigt, daß im „Unterbewußtsein" die individuell-persönlichen Unterschiede fallen, denn alle Menschen „visualisieren" ähnliche Bilder herauf in das Oberbewußtsein, sei es durch Träume oder durch bewußtes Hinabsteigen in diese Tiefen. Da also das Unbewußte, gemessen an diesen „Leuchtraketen", die aus der dunklen Tiefe in das Oberbewußtsein hochtauchen, offenbar nicht „individuell" im gewöhnlichen Sinne der Ichhaftigkeit, nicht als dem

Einzelnen „gehörend“ anzusehen ist, so muß es logisch notwendig „überindividuell“, allen Menschen (oder sogar allen Wesen) gemeinsam, „kollektiv“ sein und das Einzelwesen umgekehrt dem kollektiven Unbewußten „gehören“. Das ist zwar logisch zwingend, stellt aber nur den Allerweltsschluß dar, den das mit dem Ich-Wahn behaftete Denken immer wieder tut. Der Schluß auf das Unbewußte als ein Überindividuelles, Kollektives ist nur die Umkehrung des Ich-Wahns mit negativem Vorzeichen. In Wirklichkeit sind sowohl das Ober- wie auch das Unbewußte nur verschiedene Phasen eines zwar einheitlichen und insofern „individuellen“, aber nicht „ich-haften“ Vorganges, eines Wachstumsprozesses, der sich wesentlich „unbewußt“ vollzieht, jedoch die Möglichkeit in sich trägt, mehr oder weniger sich seiner selbst bewußt zu werden und sich dann bei entsprechender Entwickelung der Verbewußtung „Ich“ zu nennen, in jedem Falle aber sich so verhält, a l s o b er sich Ich nennte. Dies tut er unter Verkennung seines wirklichen Charakters als eines Ich-losen oder Selbst-losen Ernährungsprozesses.

Wie kommt es aber, daß die individuell so verschiedenen Menschen im Unbewußten so gleichartig sind? Die Antwort gibt uns der Buddha: die zahllosen einzelnen Ernährungsvorgänge vollziehen sich „ohne ausdenkbaren Anfang“, indem sie sich von einer Daseinsform zur andern immer wieder selbsttätig bilden, sich selber die Richtung gebend, wie auch während der Dauer einer jeden Daseinsform. Im anfangslosen Wirken liegen für jeden Einzelvorgang schon alle Erlebnismöglichkeiten eingeschlossen, so wie ja auch im Verlaufe anfangslosen Wirkens alle Einzelwesen miteinander als Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter, Gatte und Gattin usw. in Beziehung getreten sind. So unfaßbar uns bei unserem gewohnten Denken diese Behauptung erscheinen mag, sie entspricht der Wirklichkeit in ihrer anfangslosen Tiefe. Unter diesen Umständen ist es also nicht verwunderlich, daß die aus dem Unbewußten aufsteigenden „Leuchtraketen“ bei allen Menschen ähnlich aussehen, ohne das sie deshalb in ihrer Tiefe „identisch“ sind, in einer All-Einheit zusammenfallen. Da alle Wesen restlos Ernährungsvorgänge sind, so ist es auch möglich, daß beim Vordringen in das sogenannte Unbewußte „Subjekt“ und „Objekt“ miteinander verschwimmen. Das ist ja eben das Wesentliche des Ernährungsvorganges, daß Objekt zum Subjekt wird und umgekehrt. Diese beiden Begriffe in ihrer scharfen logischen Trennung setzen das Nichtwissen vom Lebens-

vorgang als Ernährung voraus. Wenn das Stück Brot vor mir liegt, ist es begrifflich betrachtet „Objekt" für das „Subjekt" Ich. Ergreife ich es und esse es auf, dann verschwindet das „Objekt" im „Subjekt", es wird zum Subjekt, wie umgekehrt das „Subjekt" zum „Objekt" wird. Wo bleibt da noch die Möglichkeit für eine reinliche Scheidung zwischen Subjekt und Objekt? Und wie es mit dem Stück Brot ist, so auch mit der gesamten Außenwelt als „Gegenstand" für die sechs Sinnesvermögen, die die sogenannte Persönlichkeit ausmachen. Wobei diese „Persönlichkeit" in ihren körperlichen wie geistigen Funktionen selber wieder gleichsam zur „Außenwelt" werden kann, wenn nämlich das Bewußtsein sich auf sie, die Persönlichkeit selber richtet. Auch dann verschwimmen Subjekt (betrachtendes Bewußtsein) und Objekt (der Körper, die Empfindungen usw.) miteinander, gehen ununterbrochen ineinander über, und das Bewußtsein selber erlebt sich, genügende Geschmeidigkeit und Unvoreingenommenheit vorausgesetzt, unmittelbar als eben diesen Vorgang des ununterbrochenen Übergehens von Subjekt in Objekt, Objekt in Subjekt. Oder mit anderen Worten: bei dieser „Inschau" verlieren die beiden Begriffe Subjekt und Objekt ihre Bedeutung, erlebt der Vorgang Ich sich als Vorgang, als Wachstumsprozeß und weiter nichts. Das ist der Sinn der anattā-Lehre des Buddha.

Wenn wir uns hierüber immer wieder verbreiten, so möge man uns dies nicht verübeln. Wir sind der Überzeugung, daß diese Dinge nicht oft und gründlich genug erörtert werden können. Auch der Buddha hat ja immer und immer wieder auf diesen Grundgedanken seiner Lehre, der Wirklichkeitslehre, hingewiesen und ist nicht müde geworden, immer wieder zur Selbstbeobachtung zu mahnen. Denn „von Blindheit wird die Welt beherrscht, wie selten sieht hier jemand klar", heißt es im Dhammapada.

Dr. Erwin Rousselle sprach über „Drache und Stute, Gestalten der mythischen Welt chinesischer Urzeit, als Zeichen für Himmels- und Erdkraft, Dr. G. R. Heyer über Dürers Melancolia und ihre Symbolik. Die Radierung Dürers mit dem Titel „Melencolia" bezeichnet Heyer als eine vom Künstler herauf-„visionierte" Schöpfung. Dürer zeichnete sie für den als „saturnsüchtig" geltenden, d. h. zu Depressionen neigenden Kaiser Maximilian. Er selbst hatte ebenfalls die Neigung zu solchen Zuständen und fand genial-intuitiv mit seiner Zeichnung ein ähnliches Heilverfahren, wie Prof. Jung es bei seinen Patienten anwendet. Auch Dr.

Heyers Ausführungen zeigen mehr Erfahrung aus der Praxis als die bloß theoretischen Vorträge der Philologen. Aber auch diesmal kommt der Mangel der „kosmischen", abstrahierenden Weltanschauung des Vortragenden zum Ausdruck. So wenn er sagt: „Alles muß, in seiner Form, dem Tao dienen." Und: „Wir dürfen nicht vergessen, daß das zoologisch bestimmte Tier draußen nur ein in der Erscheinungswelt sichtbar gewordener Spezialfall derjenigen W e s e n h e i t (von uns gesperrt, d. R.) ist, welche als Kraft und Macht im inneren Kosmos lebt und wirkt. Vielleicht könnte man zu sagen versuchen, daß es kosmisch nicht d e n L ö w e n , sondern „das Löwige" gibt; das Lammhaftige, das Schlängelnde, das Schwebende, das Sprossende usw." Nach dem, was wir zu dem Vortrag Prof. Jungs sagten, brauchen wir hier nichts mehr hinzuzufügen. Der „kosmischen" Haltung Heyers entspricht es auch, wenn er sagt: „Er (der Regenbogen), ein Gebild aus Feuer und Wasser ... (ist) Stille nach dem Sturm, Licht auf dunklem Grund; alle Farben enthaltend (den ‚farbigen Abglanz', wie der ihm symbolisch verwandte Pfauenschweif). Er offenbart die Wirklichkeit in der Brechung, in der wir Menschen jene allein aufnehmen und ertragen können. Denn die wirkliche Wirklichkeit würde uns nach dem Wort eines mittelalterlichen Mystikers unertragbar sein und töten; so wie uns, sagt Jung, das dogmatische Symbol vor dem u n m i t t e l b a r e n Gotteserlebnis schützt. Unsere Sinne sind nur dazu da, um uns das absolut Wirkliche in uns gemäßer Form verschleiert zu vermitteln." Ob die wirkliche Wirklichkeit uns unertragbar ist oder nicht, das können wir nicht wissen, bevor wir sie erkannt haben. Alles hängt von der Ehrlichkeit des Einzelnen ab. Ist der Lebensdrang größer als diese, dann geht es freilich nicht ohne „Brechungen", ohne die „Schutzmauer" der Symbole. Ist aber die Ehrlichkeit größer als der Lebensdrang, dann nehmen wir die wirkliche Wirklichkeit als das hin, was sie wirklich ist, auch auf Kosten des Lebens. — Beachtenswert ist die Mahnung, „das Unbewußte nicht mehr blind zu leben — wie der junge Mensch —, es aber auch nicht zu fliehen — wie der Intellektuelle oder der fanatische Asket (wodurch es nichts als dämonisiert wird), — sondern so mit ihm zu verfahren, wie Goethe es vom Schicksal sagt: ‚Mußt nicht widerstehen dem Schicksal, mußt es auch nicht fliehen. Wirst du ihm entgegengehn, wird's dich freundlich nach sich ziehn'."

(Schluß folgt.)

Der unheimliche Gast

L.v.H.

(Geräumiges Wohnzimmer auf dem Lande. Einrichtung gediegen, etwas altmodisch. Bücher, Musikinstrumente, Gemälde deuten künstlerisches Interesse und Belesenheit an.

Die Hausfrau und der Freund treten durch eine Verandatür in das Zimmer und begeben sich an den Kamin, wo ein Feuer brennt.)

Die Hausfrau (indem sie fröstelnd ihr Schultertuch höher zieht): Kommen Sie her, lieber Freund, an diesen kalten Maitagen ist ein Kaminfeuer eine Wohltat. Rücken Sie den Sessel heran. So —. Ich habe Tee bestellt. Wir wollen auf unsere Herren nicht warten — sie werden vor einer halben Stunde nicht hier sein. Und offen gestanden, ich — ich wünsche sie gar nicht vorher zurück. Ich habe Ihnen so viel zu sagen, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll.

Der Freund (ernst, gewissermaßen eindringlich): Gnädige Frau, das habe ich mir gedacht, und darum bin ich gekommen.

Die Hausfrau: Wie, Sie ahnten? Sie konnten doch nicht wissen? Aber was denn haben Sie geahnt?

Der Freund: Daß Ihr Herzenswunsch in Erfüllung gegangen ist.

Die Hausfrau: Mein Herzenswunsch! (sie lacht leicht auf und bricht plötzlich ab, gleichsam erschrocken über die eigene Heiterkeit). Kennen Sie denn meine Herzenswünsche?

Der Freund: Vielleicht! Darf ich raten?

(Ein Diener tritt auf und stellt schweigend Tee, Gebäck usw. auf ein Tischchen in erreichbarer Nähe. Er entfernt sich wieder.)

Die Hausfrau: Hier ist der Tee. Nehmen Sie Zucker oder Zitrone?

Der Freund: Zitrone bitte. (Indem sie ihn mit Tee usw. bedient, spricht er weiter:) Ja, wir sprachen von Herzenswünschen —. Hören Sie, wie der Wind heult?

Die Hausfrau: Gewiß, die Natur ist unfreundlich in diesem sogenannten Wonnemond. Ich werde die Vorhänge zuziehen. (Sie steht auf, zieht schwere Vorhänge vor Fenster und Verandatür, so daß das Zimmer im Halbdunkel liegt. Nur das brennende Feuer und das abgedämpfte Licht einer Lampe beleuchten die kleine Gruppe. Die Hausfrau kehrt an den Kamin zurück, wirft einige Stücke Holz in die Flammen und spricht,

indem sie sich hinsetzt:) Wir wollen die rauhe Welt ausschließen und unser glückliches Innere reden lassen.

Der F r e u n d : Glauben Sie wirklich, die „rauhe Welt“ lasse sich ausschließen?

Die H a u s f r a u : Wie meinen Sie das?

Der F r e u n d (gewissermaßen scherzend): Nun, es sind Ihnen gewiß Erzählungen bekannt. Ein Milieu — etwa wie dieses. Kaminfeuer. Draußen heult der Wind; drinnen hält man sich für geborgen. Man trinkt Punsch oder dergl., erzählt Jagd- oder Kriegserlebnisse, vielleicht sogar Gespenstergeschichten. Äußerlich heiter, innerlich Unruhe, bange Erwartung. Ein jeder fühlt die Nähe des unheimlichen Gastes und wartet auf sein Erscheinen.

Die H a u s f r a u (auf den Ton eingehend, gespannt): Und kommt er?

Der F r e u n d : Immer.

Die H a u s f r a u : Das ist romantisch.

Der F r e u n d : Der Form nach, ja, wenn Sie wollen. Aber es steckt mehr dahinter als bloße Abenteuerlust.

Die H a u s f r a u : Was steckt denn noch dahinter?

Der F r e u n d : Die Wirklichkeit steckt dahinter, die kein uneingeschränktes Glück duldet. Wo das Glücksgefühl sehr groß ist, da lauert Unheil in der Nähe.

Die H a u s f r a u (noch immer im spielerischen Ton, halb beleidigt): Ach pfui, wie können Sie so sprechen, wo ich heute so glücklich sein möchte.

Der F r e u n d : Verzichten Sie darauf, heute glücklich zu sein, so trifft Sie keine Enttäuschung.

Die H a u s f r a u (ernster werdend): Sie machen mich traurig mit Ihren Reden. Sie sind so schrecklich vernünftig. Nicht das kleinste bißchen Glück lassen Sie gelten.

Der F r e u n d : Begnügen Sie sich mit dem kleinen, verlangen Sie nicht nach großem.

Die H a u s f r a u : Warum sagen Sie das gerade heute, wo mein Herz voll Freude ist.

Der F r e u n d : Weil ich Ihrem Glück mißtraue.

Die H a u s f r a u : Meinem Glück? — Und das wäre?

Der F r e u n d : Hans von Unstet hat um die Hand Ihrer Tochter Lieschen angehalten.

Die H a u s f r a u : So ist es — und Sie wollen mir nicht Glück wünschen?

Der F r e u n d (langsam, eindringlich): Ich wünsche Ihnen täglich Glück von ganzem Herzen.

Die H a u s f r a u (lebhaft, schnell): Und Lieschen und meinem Mann und Hans?

Der F r e u n d (kühl und wichtig): Auch ihnen allen wünsche ich täglich Glück. (Da er schweigt, die

H a u s f r a u ungeduldig): Nun — und

Der F r e u n d : Nichts weiter. Meine Aufgabe ist damit erfüllt, daß ich gutes Denken für sie — wie auch für alle anderen Wesen bereit halte.

Die H a u s f r a u : Sie wünschen das Glück aller Menschen?

Der F r e u n d : Ja.

Die H a u s f r a u : Aber es gibt doch viele Menschen, die uns schaden möchten, die uns töten, berauben, vernichten würden, wenn man sie nicht hinderte. Sie können doch nicht wünschen, daß Böses wie Gutes gedeiht?

Der F r e u n d : Ich will nicht behaupten, daß diese Unterschiede für mich nicht bestehen. Doch bin ich nicht berechtigt, die zu verachten oder gar tätlich gegen sie vorzugehen, die mir Schaden verursachen könnten.

Die H a u s f r a u : Und wenn sie Ihnen schaden? Sie verleumden, berauben, morden, Ihnen das Fell über die Ohren ziehen, wollen Sie auch dann noch das Glück dieser Unmenschen wünschen?

Der F r e u n d (lacht): Das kann ich nicht sagen, denn ich habe mich nicht immer in der Gewalt, so wie ich es möchte. Nur dieses weiß ich, daß, wenn ich Böses mit Bösem rächen sollte, ich gegen meine eigene Überzeugung handeln würde.

Die H a u s f r a u : Das ist bewundernswert. Ich möchte von mir dasselbe sagen können.

Der F r e u n d : Und warum wollen Sie das nicht?

Die H a u s f r a u : Sie sind unabhängig, mein Freund, haben keine Familie. Ich aber habe Mann und Kind und muß in allen Dingen auf sie Rücksicht nehmen.

Der F r e u n d (lächelnd): Sie glauben, als gute Fee die Verpflichtung zu haben, das Böse von Ihren Lieben abzuhalten und das Gute herbeizulocken?

Die H a u s f r a u (lächelt auch): Soweit meine schwachen Kräfte reichen natürlich.

Der F r e u n d (ernst): Hierin kann ich Ihnen nicht zustimmen. Jeder Mensch ist nur für sich selber verantwortlich. Er hat

daran genug zu tragen. Ihre Tochter ist erwachsen. Mich dünkt, Sie könnten ihr getrost die Entscheidung über ihr eigenes Schicksal überlassen.

Die H a u s f r a u (leicht gekränkt): Wie? Sie glauben doch nicht, daß ich in einer so wichtigen Frage wie die Zukunft meines Kindes auch nur die geringste Beeinflussung ausüben könnte?

Der F r e u n d : Ich bin davon überzeugt, daß Sie die Entscheidung Ihrer Tochter voll und ganz überlassen haben, nachdem Sie vorher alles nur Mögliche getan haben, um sie vor diese Entscheidung zu stellen.

Die H a u s f r a u : Ich habe natürlich den jungen Leuten Gelegenheit gegeben, sich so oft wie möglich zu sehen. Wollen Sie es einer Mutter verargen, wenn sie das Glück ihrer Tochter wünscht?

Der F r e u n d : Gewiß nicht. Aber wissen Sie denn so genau, worin das Glück Ihrer Tochter besteht?

Die H a u s f r a u (ausweichend): Ach, das Kind verträumt die Jugend mit Musik, wozu sie Neigung und Begabung hat, und denkt nicht an Heirat. Aber natürlich will sie heiraten, es ist ihr bloß noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Das wollen doch alle Frauen. Aber der rechte Mann ist nicht immer da. Der wartet nicht darauf, wann es dem gnädigen Fräulein beliebt, namentlich heute nicht, wo alles im Tempo des Flugzeugs geht. — Sagen Sie mir bitte nur eins. Haben Sie irgend etwas Ungünstiges über Hans gehört oder beobachtet?

Der F r e u n d : Durchaus nicht. Im Gegenteil, ich habe nur Günstiges gehört und beobachtet. Der Hans hat seinen Eltern nie Sorge gemacht. Er war ein vorzüglicher Schüler und ein ebenso beachtenswerter Sportsmann. Er ist vermögend, sieht gut aus, hat die besten nur denkbaren Aussichten, im Leben vorwärts zu kommen.

Die H a u s f r a u : Nun aber; es gibt wohl ein Aber?

Der F r e u n d (gleichgültig): Er ist ehrgeizig. Sein Handeln und Entschließen werden vom Ehrgeiz bestimmt, und seine Eltern und Freunde bestärken ihn hierin. Doch diese Eigenschaft gilt den meisten Menschen als Vorzug.

Die H a u s f r a u (nachdenklich): Ehrgeizig — der Hans. — Sie haben recht. Merkwürdig, daß mein Mann und ich das nicht bemerkt haben. (Sie sieht in das Feuer, in Gedanken verloren. Schweigen. Nach einer Pause)

Der F r e u n d : Ich möchte nicht, liebe Freundin, daß Sie mich falsch verstehen. Wenn ich heute vor dem Glück gewarnt habe, dem Sie sich so gern überlassen wollten, so habe ich dieses nur ganz allgemein gemeint, von dem Spezialfall dieser Verlobung ganz abgesehen, am wenigsten habe ich den Hans von Unstet im Sinn gehabt, den ich ja viel weniger kenne als Sie.

Die H a u s f r a u (erleichtert): Das freut mich recht. Der Spezialfall der Verlobung sei also damit abgetan. Nur dieses will ich noch sagen, daß wir morgen im kleinen Kreise — nur einige Nachbarn sind geladen — die Verlobung feiern wollen. Wir dürfen doch auf Sie rechnen?

Der F r e u n d (abwehrend): Sie wissen, daß ich Gesellschaft meide, wo ich kann, ohne unhöflich zu erscheinen. Festlichkeiten liegen mir gar nicht.

Die H a u s f r a u : Wie Sie wollen; wir erwarten Sie ein andermal. Sie haben im Grunde recht. Auch ich liebe Festlichkeiten nicht und mein Mann noch weniger. Nur um unserer Tochter willen haben wir den Verkehrskreis etwas weiter ausgedehnt, um ihr Gelegenheit zu geben, mehr Menschen kennenzulernen. Vielleicht greife ich, indem ich dieses tue, nach Ihrer Meinung auch dem Schicksal vor? Aber wer dem Zufall alles überlassen wollte, der käme nicht weit. Oder glauben Sie an Vorsehung?

Der F r e u n d : Als Buddhist glaube ich an die einzige wirkliche Macht, die es gibt: die Macht unseres eigenen Wirkens. Ist mein Wirken gut gewesen, so wird mir das gute Ergebnis nicht verlorengehen, wenn auch natürliches Geschehen oder menschliche Willkür es aufhalten mag. Ist mein Wirken schlecht gewesen, so wird keine Vorsehung mich vor den bösen Folgen bewahren. Alles, was geschieht, geschieht einerseits durch früheres Geschehen verursacht; für Zufall ist da kein Raum. Anderseits ist aber die Verkettung der bedingenden Ursachen so weitverzweigt und haben wir in diese so wenig Einblick, daß wir über die Art der Wirkung nur Vermutungen anstellen können, nichts Sicheres aber voraussagen. Am meisten gilt das da, wo wir das menschliche Denken als bedingende Ursache haben. Hier faßt die Vorstellung von Ursache und Wirkung, wie wir sie in der sogenannten anorganischen Welt anzuwenden gewöhnt sind, nicht mehr. Obwohl kein Gedanke ohne den ihn bedingenden Grund entsteht, so ist doch diese Voraussetzung nur M ö g l i c h k e i t , die nicht unbedingt zur Notwendigkeit wird. D. h. ein Gedanke entsteht

weder als Notwendigkeit durch eine Ursache bedingt, noch als Zufall, d. h. ursachlos. Entstanden ist er Notwendigkeit geworden und zwingt mich in seinen Bann. Es gibt nur einen Gedanken, der diesem Zwang nicht unterliegt.

Die Hausfrau: Und welcher Gedanke wäre das?

Der Freund: Der Gedanke restlosen Entsagens, des Lassens, des Aufgebens. Dieses ist die einzige Art des Denkens, die zwar ebenfalls nicht unbedingt, d. h. nicht ohne Voraussetzung entsteht, und ebenso nicht notwendige Folge dieser Voraussetzung ist, die aber doch nicht Ursache für neue Gedanken und damit für neuen Zwang ist. Ein Beispiel wird Ihnen besser zeigen, was ich meine. Nehmen wir an, ich habe die Erfahrung gemacht an mir und an andern, daß der Genuß von Alkohol, selbst in kleinen Mengen regelmäßig genossen, einen schädlichen Einfluß auf den Menschen ausübt. Er untergräbt seine Gesundheit, raubt ihm das klare Denken, macht ihn zum Sklaven. Ich entschließe mich darauf, dem Genuß des Alkohols ganz zu entsagen. Da ich aber gewöhnt bin, täglich Bier oder Wein zu trinken, auch den Umgang mit Freunden pflege, die den üblichen Lastern der Gesellschaft, wie Trinken, Rauchen usw. frönen, habe ich jedesmal einen inneren Kampf auszufechten, wenn Gelegenheit zum Trinken sich bietet. Auf Grund meines besseren Wissens sollte ich verzichten. Daß dieses möglich ist —

Die Hausfrau (unterbricht): Das beweisen Sie, da Sie Gegner des Alkohols, Gegner des Nikotins, Gegner der Geselligkeit usw. sind.

Der Freund: Nun ja. Sie wissen aber nicht, wie schwer es mir in der ersten Zeit wurde, meinen Vorsatz durchzuführen, und wie oft ich dagegen gesündigt habe. Der Lebensdrang, der uns zu solchen schädlichen Dingen treibt, obwohl wir ihre Schädlichkeit kennen, ist schwer zu überwinden. Und doch liegt in dieser Überwindung die einzige Möglichkeit für Freiheit, für Ruhe und Glück.

Die Hausfrau: Hier räumen Sie radikal auf mit den üblichen Vorstellungen von Freiheit und Glück, und ich glaube kaum, daß viele Menschen Ihnen zustimmen werden. Wenn ich auf die mir gewohnte Zigarette nach dem Essen verzichte, nur deshalb, weil sie in Mengen genossen mir schaden könnte, so erlebe ich ein gewisses Unbehagen, eine Entbehrung, also keine Freude, kein Glück. Und wenn Sie sagen: „Im Verzichten liegt Freiheit", so scheint mir das auch nicht zu stimmen. Rauche ich

die Zigarette, weil ich es gewöhnt bin, so ist das Unfreiheit. Rauche ich sie, trotzdem ich nach ihr verlange, nur deshalb nicht, weil ich es mir zum Grundsatz gemacht habe, nicht zu rauchen, so handle ich ebenso unfrei. Im ersten Fall bin ich von meiner Gewohnheit, im anderen Fall von meinem Vorsatz abhängig.

Der Freund: Das ist richtig. Doch sind beide Arten der Abhängigkeit nicht gleichwertig. Ein auf Grund von rechter Überlegung gefaßter Vorsatz ist eine notwendige Stütze für unsere Schwäche. Wenn dieses Entschließen, das immer im Sinne des Aufgebens verlaufen wird, zu rechtem Tun und zu rechtem Denken ausgereift ist, dann wird die Stütze solcher immer etwas gewaltsamen Vorsätze von selber fallen, weil wir ihrer nicht mehr bedürfen. Dann erst ist Freiheit da.

Die Hausfrau: Ich ahne, daß Sie recht haben, fühle aber zugleich, daß fast alles mich dazu drängt, mich gerade in entgegengesetzter Richtung zu betätigen.

Der Freund: Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Nicht nur Sie drängt es zum Festhalten überall, wo die Welt uns lockt, sondern uns alle drängt es dazu. Das ist der Lebensdurst, der all unserem Treiben zugrunde liegt und die bewegende Kraft des Daseins ist.

Die Hausfrau: Wollen Sie den Lebensdurst an Stelle des Gottschöpfers setzen?

Der Freund: Lebensdurst freilich ist Schöpfer und Erhalter alles Lebens, nicht als eine kosmische, sondern dem Menschen innewohnende Kraft. Es gibt im Leben überhaupt nur dieses: Erzeugnisse des Lebensdurstes, zum Aufspringen bereiter und aufspringender Lebensdurst, sowie im Aufhören begriffener Lebensdurst.

Die Hausfrau (heftig): Das ist ja entsetzlich! Nein, das kann nicht sein.

Der Freund: Warum nicht?

Die Hausfrau: Weil das zu schrecklich wäre. Leben ist auch edel, reich, gut; also muß ihm auch Gutes zugrunde liegen. Sehen Sie nur dieses überall wimmelnde Leben. Unter ungünstigsten Bedingungen schreit es nach Dasein und wächst empor und blüht durch alles Elend hindurch, meinetwegen auch durch Alkohol und Nikotin hindurch, entwickelt es sich zur Freude, ja zur Lebensfreude.

Der F r e u n d (gleichgültig): Auch hier haben Sie recht. Es wird geboren, stirbt, wird wiedergeboren, immer wieder erleidet es Leid und Freud.

Die H a u s f r a u (mit harter Betonung): und Freude — Freude —

(Die Tür springt auf mit lautem Knall, und wie vom Sturm, den man wüten hört, hineingeweht, steht der Hans da. Im Mantel, ohne Hut, durchnäßt, beschmutzt, zerzaust, Kopf zurückgeworfen, Blick starr, Körper in äußerster Spannung, Fäuste geballt. Spricht gepreßt mit verhaltener Leidenschaft.)

H a n s : Gnädige Frau — Sie wollen mich bitte entschuldigen — wichtige — wichtige Gründe — schriftlich alles erklären — (er verbeugt sich steif und nur sehr wenig, macht kehrt und geht polternd davon mit fast bis an die Ohren hochgezogenen Schultern. Die Hausfrau hat wie erstarrt den Vorgang beobachtet. Am Freund bemerkt man kein Zeichen des Staunens. Die Zimmertür und dahinter liegende Haustür sind offen geblieben, und ein kalter Luftzug erfüllt den Raum. Die Hausfrau, die sich allmählich erholt, flüstert, klein und furchtsam geworden.)

Die H a u s f r a u : Das war der unheimliche Gast, auf den wir im Grunde gewartet haben.

Der F r e u n d : Ja. Oder der Mann, der nicht immer da ist, wenn man eine Tochter zu verheiraten wünscht.

(Der Hausherr kommt und schließt die Türen hinter sich. Er geht schwerfällig, wie unter einem Druck gebeugt, läßt sich auf einen Sessel fallen und ringt mit sich, um aufsteigende Gefühle zu bekämpfen.)

Der H a u s h e r r (fast heiter): Der Mensch neigt dazu, liebe Caroline, die augenblicklichen Begebenheiten zu wichtig zu nehmen. Ich möchte, daß wir nicht in diesen Fehler verfallen — gerade heute nicht.

Die H a u s f r a u : Was ist denn geschehen?

Der H a u s h e r r : Nicht eben sehr Bemerkenswertes. Ich habe dem jungen Unstet mitgeteilt, daß seine Braut eine nichtarische Großmutter hat, und darauf hat er, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, seinen Heiratsantrag zurückgezogen.

(Die vorher bestehende Spannung hat sich gelöst. Nach einer kleinen Pause)

Die H a u s f r a u : Das macht keine Schwierigkeiten. Das für morgen geplante Essen sagen wir natürlich ab. Zugleich aber

bitten wir die Nachbarn, an einem andern Tag zu kommen — wie sonst, Hans' Eltern auch.

(Sie sind alle drei aufgestanden und an die Verandatür getreten, die sie öffnen. Der Sturm hat sich gelegt, es ist wieder hell geworden, die Sonne scheint. Man sieht blühende Obstbäume und hört die Nachtigall schlagen. Die Hausfrau wendet sich zu dem im Gehen begriffenen Freund.)

Die Hausfrau: Eine Bitte, lieber Freund. Seien Sie morgen unser einziger Gast, und wir wollen vom Glück reden — das im Aufgeben besteht.

L. v. M.

Gabelgeschichten

Diese Geschichten mit einer Frage und zwei Antworten sollen keine Kampfansage sein. Sie sollen nur dem, der im Glauben keine Antwort findet, einen zweiten Weg zeigen. Es liegen ihnen Geschehnisse zugrunde; wir können nicht dafür, daß sie nicht schöner sind:

Das kranke Kind.

Ein Großvater beschäftigte sich viel mit seinem Enkelsöhnchen. Er lehrte es brav sein und Gott fürchten. Wenn das Kind mit Messer, Schere oder Feuer spielen wollte, warnte er: „Laß ab, der liebe Gott straft uns an den Gliedern, mit denen wir sündigen." Und das Kind gehorchte.

Eines Tages begegnete den beiden auf einem Spaziergang eine Frau, die wurde im Rollstuhl gefahren. Da rief der Junge bestürzt aus: „Großvater, was mag die Frau Böses getan haben, daß der liebe Gott sie so gestraft hat?" —

Und dann wurde das Kind selber krank an seinen Beinchen und mußte ins Krankenhaus und lag dort schwer und stumm mit verhaltenem Weh. Vater und Mutter merkten, daß außer der Krankheit den Kleinen noch etwas Geheimes zu quälen schien. Sie fragten wohl, aber er antwortete nicht. Da kam dem Großvater der rechte Gedanke: Das Kind ist auf verbotenen Wegen gegangen und hält seine Krankheit nun für Gottes Strafe. Man fragte es, man versuchte bei ihm einzudringen, man versuchte ihm zu helfen, man wollte es aus seiner Herzensnot erlösen. Nur eins konnte der Großvater nicht: Er konnte nicht seine frühere Lehre widerrufen, denn hätte er jetzt anderes gelehrt, so würde das

Kind ihn in einer von beiden Lehren immer als Lügner angesehen haben. Und so mißlangen alle Versuche. Das Kind ist unerlöst geblieben, es hat an den Trost, den man ihm bot, nicht glauben können. So ist es gestorben ...

In einem Lande, wo man nicht an den lieben Gott glaubt, verbot ein Großvater seinem Enkelchen mit Messer, Schere und Feuer zu spielen: „Laß ab, diese Dinge können dir weh tun, weil du noch zu klein bist, sie richtig zu gebrauchen." Der Großvater zeigte die Gefährlichkeit der Gegenstände. Das Kind sah das ein und gehorchte. Einmal aber ging es heimlich an verbotene Dinge, von denen es keine Gefahr glaubte fürchten zu brauchen. Der Großvater erfuhr das von anderer Seite und sagte zu dem Kinde: „Wir alle, du, Vater und Mutter und ich haben einen Bund und haben einander lieb und behüten einander vor Unglück mit Warnung und Rat. Wir haben auch keine Heimlichkeiten voreinander, und kein Mißtrauen besteht zwischen uns. Wer den Bund unserer Liebe teilen will, muß ein offener und ehrlicher Mensch sein, ohne Heimlichkeiten und ohne Mißachtung gegen unseren Rat. Wer aber unsere Weise nicht teilt, der muß zu denen gehen, die handeln wie er in Heimlichkeit und Mißtrauen." Da gestand der Junge seine heimliche Tat, und der Großvater nahm ihn freundlich auf.

Als das Kind eines Tages eine Frau mit lahmen Füßen sah, fragte es: „Hat diese mit Dingen gespielt, die sie noch nicht richtig brauchen konnte?" — „Vielleicht", antwortete der Großvater, „vielleicht auch nicht. Die Ursachen des Leidens sind mannigfach, und an irgend einem Leiden tragen alle Menschen." — „Hat diese arme Frau keinen Bund mit Menschen, die sie behüten und lieb haben?" — „Den hat sie wohl, aber sie hat jetzt eine Krankheit, vor der kein Mensch sie hat behüten können. Ihre Lieben haben ihr aber einen Wagen geschenkt und fahren sie, wohin sie gern möchte."

Dieser Junge wurde krank. Da sagte er: „Großvater hat gesagt: ‚An irgend einem Leiden tragen alle Menschen!' Jetzt habe ich auch eines." Seine Lieben pflegten ihn, und es war Wahrheit und Vertrauen und Friede um alle, bis das Kind starb.

Die Scheidung.

Ein Mädchen von 12 Jahren war in einem Kinderheim, dort wurden die Kinder unterrichtet in allen Fächern, auch in Katechismus und den zehn Geboten. — „Du sollst Vater und Mutter

ehren!" — „Du sollt die Ehe nicht brechen!" Das Mädchen fragte seine Lehrerin aber noch oft nach Schluß des Unterrichts nach den Geboten und nach dem Gehorsam. Vieles schien ihm nicht klar zu sein. „Wem muß man mehr gehorchen, Vater oder Mutter?" — „Kommen Ehebrecher in die Hölle?" Und manches andere. Die Lehrerin erzählte der Heimleiterin von diesen Fragen. „Oh", meinte diese, „seien Sie vorsichtig! Die Eltern des Kindes liegen in Scheidung und jeder bearbeitet das Mädchen, sich gegen den andern zu entscheiden." — „Wie meinen Sie", fragte die Lehrerin, „soll ich Gottes Wort in diesem Falle deuten und auslegen, wenn das Kind mich fragt?" — „Ein Ehebruch liegt zweifellos von seiten der Mutter vor, aber der Vater ist noch weniger ein Charakter, dem ich dieses Kind überlassen möchte. Hierbleiben kann es auch nicht. Was Gott mit dem Kinde vorhat, wissen wir nicht", sagte die Leiterin. Die beiden Frauen fanden keinen Ausweg und ließen die Angelegenheit gehen wie sie wollte, ohne noch einmal über Gebote und Gehorsam zu sprechen. Da klagte das Kind bei sich in der Stille seine Lehrerinnen an, die ihm nicht halfen in der Not, und von Gott kam ihm auch keine Hilfe. Als der Vater eines Tages ganz plötzlich das Kind abholen ließ, trat es die Fahrt zum Vaterhause mit einem Ausbruch äußerster Verzweiflung an und entschwand so den Augen seiner Lehrerinnen.

Man hat später erfahren, daß es sich äußerlich beruhigt hat und eingewöhnt in das Hauswesen des Vaters. Es ist mit der Zeit ein religiös indifferentes und uninteressiertes Mädchen geworden.

*

In einem Lande, wo man nichts weiß von ‚im Himmel geschlossenen Ehen', lebte einst ein Elternpaar, das ständig miteinander in Streit lag. Ihre kleine Tochter wußte nicht, welchem von ihren beiden Eltern sie recht geben und zu welchem sie sich halten sollte, als die Eltern voneinander schieden. Da ging das Mädchen zu einer Nonne des Erhabenen und fragte: „Ist Ehebruch eine Tat, die zur Hölle führt?" Die Nonne antwortete: „Nur die Menschen, die in einer Ehe leben, können wissen, ob sie leiden, nur sie können wissen, ob ihre Gemeinsamkeit eine Hölle ist oder dorthin führt, und ob sie durch Trennung da herauskommen — oder ob ihre Trennung sie zur Hölle führen wird." — „Wem aber soll ich gehorchen und folgen?" fragte das Mädchen. Die Nonne sagte: „Gehorsam ist nicht unsere oberste

Tugend. ‚Wenn du jetzt nicht zu entscheiden vermagst, bei welchem deiner Eltern du dem Reinheitsleben am nächsten kommst, so darfst du es eine Zeitlang bei jedem von ihnen versuchen. Gehe für eine Zeit zum Vater, für eine zur Mutter, und entscheide dann nach deinen Erfahrungen." Das Mädchen sprach: „Beide Eltern lieben mich, und ich liebe beide, ich möchte keinem Kummer bereiten." Die Nonne sprach: „Ernst ist das Leiden, ernst ist die Lehre vom Leiden. Gehe zu deinen Eltern und tröste sie mit dieser ernsten Lehre, die den Frieden verspricht im Entsagen. Nicht du bereitest deinen Eltern den Kummer, sondern sie selbst bereiten ihn sich, wenn sie aus Weisheit und Zucht nicht Frieden schöpfen. Dies ist die Weisheit: ‚Wer da denkt: ‚Mein ist das Kind' oder ‚ich bin sein Vater oder Mutter', der denkt nicht wirklichkeitsgemäß, denn der Väter und Mütter sind viele gewesen in der Anfangslosigkeit unseres Daseins und ihre Elternschaft war vergänglich. — Und dies ist die Zucht: wer sich nicht übt im Entsagen, der übt keine Zucht. Des Zuchtlosen Weg führt abwärts. — Und dies ist die Weisheit für dich: Wenn du denkst: ‚mein ist die Mutter' oder ‚mein ist der Vater', dann denkst du nicht wirklichkeitsgemäß; wenn du aber denkst: vergänglich ist Kindschaft, Erwachsenheit wird folgen und noch vieles andere, dann denkst du wirklichkeitsgemäß. Und wenn du dich mühst um die Lehre des Erhabenen, dann übst du rechten Wandel, wo du auch sein magst, bei Vater oder Mutter." Da ging das Kind zurück und erzählte diese Worte seinen Eltern. Und soweit ein jeder von diesen dreien diese Worte verstand und danach lebte, so weit dienten sie ihm zum Frieden; soweit er sie aber abwies, litt er an Friedlosigkeit.

M. L.

Durchblick

Seit ahnend mich entzückt Nibbanas Friede
Wie fernen Wetterleuchtens milder Schein,
Durchzieht gleich einem sehnsuchtsvollen Liede
Ein heil'ges Bangen meine Lebenspein.

Ab fällt wie welkes Laub im Herbsteswehen
Im Wirbeltanz manch lustgewirktes Leid,
Um nie zu neuem Sein mehr zu erstehen
In naher nicht und nicht in ferner Zeit.

Bald wird entlaubt nun stehn die stolze Würde,
Des Lebenswahnes Baum, ein dürres Reis,
Das abgelegt des Daseins schwere Bürde
Und triebversiegt zersprengt des Leidens Kreis.

K. M.

Bücher und Mitteilungen

Eranos-Jahrbuch 1934 (Ostwestliche Symbolik und Seelenführung), herausgegeben von Olga Fröbe-Kapteyn. Rhein-Verlag, Zürich 1935. 530 Seiten mit vielen Tafeln und Zeichnungen. In Leinen 14,— RM.; Subskriptionspreis bis zum Erscheinen 12,— RM. Hierzu der besondere Artikel in diesem Heft.

*

Die letzten Hefte der Maha-Bodhi-Zeitschrift geben Aufschluß über den Stand der Bestrebungen, den Tempel in Buddhagaya wieder in die Hände der Buddhisten zu bringen. Schon seit vielen Jahren ist dieser Kampf im Gange und wurde schon vom Anagarika Dharmapala (Sri Devamitta Dhammapala) mit großem Nachdruck geführt. Neuerdings haben die Buddhisten einen Gesetzentwurf veranlaßt, der der indischen Gesetzgebenden Versammlung zugehen sollte. Zu dessen Unterstützung fand im März in Calcutta eine große buddhistische Versammlung statt, die zum Ausdruck brachte, daß es ein selbstverständlicher Akt der Gerechtigkeit wäre, wenn der heiligste Platz der Buddhistenheit, der nur durch einen Zufall Besitz des sivaitischen Mahants geworden sei, den Buddhisten wieder zugesprochen würde, die ihn fast 2000 Jahre hindurch verwaltet haben. Im April trat nun die Hindu-Maha-Sabha (d. h. die Große Hindu-Versammlung) zusammen unter dem Vorsitz des Bhikku U. Ottama aus Birma. Der Bericht in der Maha-Bodhi-Zeitschrift weist darauf hin, daß es das erstemal ist, daß ein buddhistischer Mönch diesen Vorsitz führte, und betrachtet diese Tatsache als ein günstiges Zeichen für die gegenseitige Verständigung zwischen Buddhisten und Hindus, oder, wie sie sich selber nennen: Sanatanisten (d. h. die Anhänger des Sanatana Dharma, des ewigen Gesetzes). Die Versammlung beschloß bezüglich der Gesetzesvorlage folgendes: Die Versammlung der Hindu-Maha-Sabha ist der Meinung, daß Anstrengungen gemacht werden

sollten, in der Frage des Tempels in Buddhagaya zu einem freundschaftlichen Vergleich zwischen den Sanatanisten und den Buddhisten zu gelangen, und ist daher der Ansicht, daß die beabsichtigte Gesetzesvorlage in der Gesetzgebenden Versammlung von ihren Urhebern nicht vorgetragen werden soll. Die Versammlung bestellt dafür einen Ausschuß unter der Bedingung, daß die Urheber der Vorlage damit einverstanden sind, sie während der Bestrebungen, bis Ende dieses Jahres eine freundschaftliche Übereinkunft zu erreichen, nicht einzubringen. Der bestellte Ausschuß soll sich bemühen, eine solche Übereinkunft zu erzielen.

Wir möchten hoffen, daß dieser Kompromißvorschlag zu einem Ergebnis in dieser leidigen Angelegenheit führt, der alle Teile befriedigt. —

Das Vesakheft enthält auch die Nachricht vom Ableben des Herausgebers des Buddhist Annual of Ceylon, Mr. S. W. Wijayatilaka, eine Nachricht, die wir schon vom Verlag Bastian & Co. in Colombo erhielten. Mit Mr. Wijayatilaka ist ein außerordentlich tatkräftiger und opferbereiter Anhänger der Lehre dahingegangen. Die Nachricht sagt u. a.: „Seiner unermüdlichen Energie und seinem Weitblick war es zu verdanken, daß das Buddhist Annual of Ceylon eine der bestgeleiteten buddhistischen Zeitschriften wurde. Indessen ist es sehr zu bedauern, daß es schon zu seinen Lebzeiten das Erscheinen unterbrechen mußte. Wir möchten hoffen, daß der Verlag danach strebt, es zum Gedächtnis an den verstorbenen Bruder wieder ins Leben zu rufen." Auch wir schließen uns diesem Wunsch an.

Satta-Visuddhi or The Seven Stages of Purity (die Sieben Stufen der Reinigung) by Vappa Thera (Island Hermitage, Dodanduwa, Ceylon). Printed at the Broadway Stores & Press, Matara.

Eine gedrängte Darstellung (30 Seiten) der Buddhalehre in den sieben Entwickelungsstufen, wie sie die 24. Lehrrede der Mittleren Sammlung („Die Eilpost") zeigt: Reinigung in der Zucht, im Denken, in den Ansichten, in der Überwindung des Zweifels, in der Wissenseinsicht vom Unterschied zwischen dem richtigen und falschen Weg, in der Wissenseinsicht vom Pfad des inneren Fortschritts und in der Wissenseinsicht überhaupt. Der Grundgedanke von der Vergänglichkeit, Leidhaftigkeit und Nichtselbstheit alles Lebens kommt klar zum Ausdruck. Die 12 Glieder des Abhängig-gleichzeitigen Entstehens verteilt der Verfasser, der

Kommentar-Auslegung folgend, auf drei Daseinsformen, was durchaus nicht notwendig ist, da die ganze Kette der Entstehensbedingungen einen einzigen kammischen Erlebnismoment darstellt. Über die auf S. 28 erwähnte, in Ceylon überlieferte Lehre von den beiden beständigen, unvergänglichen Dhammas: Raum und Nibbana sprachen wir bereits früher in unserer Artikelreihe „Die sechs Arten".

K. F.

Briefkasten

Herr R. B. in H. Es war mir ein erstaunliches Erlebnis, Menschen zu finden, welchen die besondere Note des Dahlke-Buddhismus eine innere Beweglichkeit verliehen hat, die man sonst bei sogenannten Buddhisten nicht findet. Es spricht für den Wirklichkeitsgehalt der Lehrauslegung, welche eine gedankliche Strahlenbrechung hervorruft, die ermöglicht, alle Dinge zu durchdringen und in ein besonderes Licht zu setzen. Der Weg ist ein organischer und ein „Auf dem Wege" ist zwingend. Trotz harter Stöße schnellt das geistige Gummiband zurück in die Bahn und — ohne es zu merken, glaubt man daran.

Nicht die asiatische Form des Buddhismus, sondern die von Dr. Dahlke neu errungene Erkenntnis der Ernährung, das Hinlenken des Denkens auf das Denken, das immer wieder erarbeitete re-flexive Denken schützt vor erstarrender Begriffsbildung, welche sich doch auch in der zeremoniellen Kulthandlung äußert. Sollte nicht mit dem langsamen Fallenlassen der asiatischen Formen die Auswirkung der Dahlkeschen Lehre auf unserem Boden fruchtbarer werden? Im Verfolgen dieser Auffassung bestehen meiner Ansicht nach die wertvollsten Möglichkeiten für den immerhin nach Auswirkung strebenden Tätigkeitsdrang. Halten Sie das für Ketzerei?

A n t w o r t : Bei wem das Dahlkesche Denken erst einmal Fuß gefaßt hat, der kommt nicht mehr davon los, mag er auch noch so oft abirren. Der tiefe Wirklichkeitsgehalt des Gedankens vom Leben als selbsttätiger Ernährungsvorgang, als Wachstum läßt bei dem, dessen Denken „mitschwingt", das Vertrauen immer stärker werden (wir sagen lieber Vertrauen statt Glauben); immer wieder bestätigt es sich an ihm selber und in der Beobachtung der Außenwelt, daß es „so" ist, nämlich vergänglich — leidig — nicht-selbst.

Wir sind uns nicht ganz klar, was Sie unter der „asiatischen Form des Buddhismus" verstehen. Wenn Sie damit nur äußerliche Dinge wie Prozessionen und dergl. meinen, dann stimmen wir Ihnen zu. Meinen Sie aber das Mönchs- und Klosterleben schlechthin, so müssen wir das allerdings „Ketzerei" nennen. Das Mönchsleben bedeutet ja nichts anderes als das Bestreben, die äußeren Hindernisse bei dem Kampf mit dem eigenen Lebensdurst nach Möglichkeit auszuschalten. Wenn wir als Europäer bei unseren gegenwärtigen inneren Anlagen und äußeren Verhältnissen für ein solches Leben nicht reif sind, müssen wir doch einen Mangel darin sehen. Wir finden auch, daß man den Tatendrang gar nicht besonders zu fördern braucht; er setzt sich ohnehin durch. Worauf es ankommt, das scheint uns vielmehr eine

Dämpfung dieses Dranges zu sein, was dann zunächst praktisch auf das hinausläuft, was Sie über die „wertvollsten Möglichkeiten des nach Auswirkung strebenden Tätigkeitsdranges" sagen, ein Standpunkt, der den Sachverhalt sozusagen von der negativen Seite ansieht, etwa wie man bei einem Zaun die Zwischenräume als das Wesentliche betrachten kann. Wie der einzelne verfahren muß, um einerseits den Tätigkeitsdrang zu dämpfen, anderseits ihn nicht bloß gewaltsam zu unterdrücken, was üble Folgen hat, das ist freilich eine Frage, die nicht so leicht zu beantworten ist; denn hier liegt das Lebensproblem für den einzelnen und damit auch für den ganzen Westen.

Herr R. St. in G. Für die vielen Anregungen und Belehrungen bin ich Ihnen dankbar. Bei der Gelegenheit möchte ich aber bemerken, daß ich mit den Betrachtungen in dem Aufsatz „Über den Ärger" (S. 177 des vorigen Jahrgangs) nicht übereinstimme; ich meine jene Stelle: „Wer hier so denken würde: ‚Was kann ich als einzelner tun? Wenn ich nicht mitmache, was die andern machen, könnte ich meine Stellung verlieren; die Stellung bedeutet für mich aber die Existenz' — der würde nicht als Buddhist sprechen. Der Buddhist würde folgende Erwägung machen: ‚Was die Allgemeinheit denkt, redet, tut, das ist eben das Denken, Reden, Tun, das den Lauf der Geburten, das Elend des Samsara formt. Da ich danach strebe, dieses Elend zu überwinden, kann mir das Wirken der Allgemeinheit nicht als Richtschnur dienen. Nun könnte es geschehen, daß ich meine Stellung verliere, wenn ich hie und da nicht mitmache. Das Mitmachen sichert mir aber auch keineswegs meine Stellung. Besser ist es, ich verliere sie, als daß ich meinem besseren Wissen entgegenhandle'." — Ich glaube, daß, wer diese Unterweisung, die jedes Kompromiß ablehnt, verwirklichen wollte, sich selbst und andere (Familie, Angehörige, Verwandte) schädigt und damit nicht den geringsten moralischen Erfolg oder geistigen Fortschritt erzielt. So denken vielleicht Bhikkhus, nicht aber der Laie, der der Not gehorchend im Berufsleben steht. Freilich wird der Laie zuweilen den Verkehr mit der eigenen Innerlichkeit lohnender finden als den mit Menschen, er wird sich infolgedessen als etwas ungesellig erweisen. Aber letzten Endes bleibt ihm nichts anderes übrig, als nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes zu handeln, scheinbar nachgiebig, in Wirklichkeit aber unauffällig seine eigenen Wege zu gehen. Ich bin der Meinung, daß es einen Unterschied zwischen Laien und Mönch immer geben wird; die vorerwähnte Betrachtung übersieht aber, daß der Laie, ohne Kompromisse zu schließen, nicht auskommt. Daher wird der Bhikkhu, richtig verstanden, immer ein Stück des Weges voraus sein, da sein Denken von der tieferen Einsicht bestimmt wird. Der Laie hingegen muß sich die Vorbedingungen für das Mönchsleben erst durch harte Arbeit und strenge Pflichterfüllung erkämpfen. Hat der Buddhist ehrlich gegen seine Fehler gekämpft, rücksichtslos, ohne Eitelkeit, hat er das Elend der Körperlichkeit vollkommen der Wirklichkeit gemäß durchschaut und ist kein Feigling und schwächlicher Egoist, kein Schmeichler und Heuchler der Welt, dann wird auch der Augenblick kommen, in dem er das glückhafte Erlebnis des Ganges in die Hauslosigkeit erfährt.

Antwort: 1. Sie haben recht, insofern jeder Mensch von seinem jeweiligen Standpunkt aus recht hat. Ich erinnere an die Anekdote vom Alten Fritz im gleichen Heft. Das bedeutet also gleichzeitig: 2. daß Sie auch unrecht haben, wenn Sie diesen gegenwärtigen Standpunkt als für jeden (auch nur Laienanhänger) maßgebend betrachten. Es ist richtig, daß Leben in jedem

Augenblick Kompromiß ist, so lange, bis die Vollendung erreicht ist. Keiner von uns kommt ohne Kompromisse aus, auch nicht der Bhikkhu. Aber die Grade der Kompromisse ändern sich je nach der Entwickelung des Menschen. Diese mit dem Leben mitgegebene Tatsache des Kompromisses brauchen wir jedoch nicht zu betonen und sollen sie auch nicht betonen, denn sie ist ein Mangel wie alles Leben. Ob wir im einzelnen Falle ein Kompromiß eingehen oder nicht, und in welchem Grade, das hängt allein von unserer Einsicht und Tatkraft ab. Der fragliche Absatz in dem Artikel lehnt ja auch nicht jedes „Mitmachen" überhaupt ab, sondern nur solches, das gegen Wesentliches verstoßen würde (das meint der Ausdruck „hier und da nicht mitmachen"), vor allem also, wenn es sich um schwere Verletzungen der fünf Silas handelt. Auch dann hängt aber alles von der Einsicht und Kraft des Einzelnen ab, und diese ist nicht etwas Feststehendes, ein bestimmter „Charakter", sondern sie wandelt sich je nach der Übung, wenn auch erfahrungsgemäß solche „Charakter-Änderung" meist nur sehr langsam vor sich geht. Auf diese Änderung also müssen wir unser Augenmerk richten, d. h. auf die restlose Veränderlichkeit unserer Persönlichkeit. Dann werden wir im gegebenen Falle die „richtige" Entscheidung treffen, d. h. die Entscheidung, die unsere jeweiligen Kräfte nicht übersteigt, einerseits dem bloßen Mitmachen ausweicht und anderseits uns vor inneren Spannungen bewahrt, die wir noch nicht ertragen können.

Herr Prof. W. in G. Es hat mich gefreut, daß mein Artikel „Erkenntnistheorie und Atomphysik" für Sie Anlaß gewesen ist, jene modernsten Sorgen mit dem Grundgehalte der buddhistischen Lehre zu verknüpfen. Das tiefe Menschentum des Buddhismus leuchtet hell, wohin man seine Flamme auch stellen möge. Sie lehnen deshalb auch mit vollem Recht die In-Eins-Setzung anorganischer Vorgänge mit lebendigen ab und begegnen dadurch einer Gefahr des Rückfalles in allerprimitivstes Denken, die sich heute auszubreiten beginnt.

Darf ich mir noch einige weitere Bemerkungen gestatten?

„Es gibt nur restlose Veränderlichkeit". Und das ist s o wahr, daß ich hinzufügen möchte: wer deswegen der Welt einen Mangel vorwerfen würde, der mißt mit einem falschen Maßstab. Nicht ist die Welt schlecht, weil sie kein dauerndes Sein ist, sondern die Beurteilung ist schlecht, weil sie als Maß das bloß logische Ideal der Vollendung gebraucht, das weder auf die Welt noch auf den Menschen paßt.

„Alles Leben ist Leid". Da möchte ich hinzufügen: und auch Freude. Aber da Leiden wie Freuden grenzenlos sind, kann man sie nicht auf die Wagschale legen und gegenseitig abwägen. Hingegen kann man alles Leben als eine „Aufgabe" ansehen, die von uns positive Tat erfordert. Das ist nicht buddhistisch (es ist aber auch nicht beweisbar!).

Daß das Abendland statt des „Verlöschens" ein „Trotzdem" als aller Weisheit Schluß setzt, das ist ja bekannt. Wenn Sie nun aber das „Verlöschen" unsere „Aufgabe" nennen, so scheint mir das nur daher zu kommen, daß man sich vorher mit dem Dogma der Wiedergeburt geschreckt hat. Warum wollen Sie das „Verlöschen" nicht einfach dem Tode überlassen, „dem Sterben, das aus jenem Leben kommt, darin er (der Mensch) Liebe hatte, Sinn und Not" (Rilke)?

Antwort: Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß die Unterscheidung zwischen organischem und anorganischem Geschehen von meinem Lehrer Dr. Dahlke stammt, der diesen Gedanken in seinen Schriften mit Nachdruck vertrat und dafür die Ausdrücke „wirklich" und „rückwirklich" prägte. Ich habe den Gedanken nur auf das vorliegende Thema übertragen.

Daß Sie dem Leiden des Lebens die Freuden gegenüberstellen und dem „Verlöschen" das „Trotzdem" des Abendländers, verstehe ich. Hier handelt es sich um den Vorgang des „Abreifens" vom Leben (wie ebenfalls Dr. Dahlke sagte), wobei auch die Freuden als vergänglich und daher unbefriedigend in der Leidensmasse des Lebens mit aufgehen. Aber dieses Abreifen läßt sich nicht künstlich oder durch bloßes Wollen erreichen; es ist vielmehr eigensinniges Erlebnis des Einzelnen und hängt vom Grade der Unvoreingenommenheit ab, mit dem man sich und dieAußenwelt beobachtet. Damit hängt dann auch die Lehre von der Wiedergeburt zusammen, die eben mehr ist als ein bloßes Dogma. Dem Tode das „Verlöschen" zu überlassen, wäre allzu einfach. — Das Abendland befindet sich, was das „Abreifen" betrifft, bisher noch in einem Vorstadium. Im übrigen ist das Abreifen immer Sache der Einzelnen und berührt das Leben der andern nur insofern, als es auf den brutalen Lebensdrang eine wohltätig dämpfende Wirkung durch das lebendige Beispiel des Einzelnen ausüben mag.

Druckfehlerberichtigung.

Heft 1, Seite 5, Zeile 14: „sein" ist zu streichen; die Stelle heißt: „immer verschieden von dem wird es" ...

Verleger: Kurt Fischer, Berlin-Frohnau. — Druck: Buchdruckerei A. Pabst, Königsbrück i. Sa.